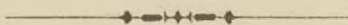




# Wissenschaftliche Beilage

zum

Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Dramburg.



## Reiseerinnerungen aus Griechenland.

Von

Prof. Dr. A. Güldenpenning.



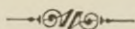
Dramburg.

Druck von W. Schade & Co.

Progr. № 137.

1896.

# V o r w o r t.



Diese Erinnerungen sind die Frucht einer Studienreise, die der Verfasser als Stipendiat des Kaiserl. Deutschen archäologischen Instituts im Winter 1894/95 unternahm. Da sie in erster Linie den Schülern zu gute kommen sollen, so ist auf jegliche gelehrte Beigabe verzichtet worden. Doch soll hier dankbar hervorgehoben werden, dass dem Verfasser ausser den lichtvollen Vorträgen Prof. W. Dörpfelds in Athen die bekannteren einschlägigen Arbeiten von Lolling, Bötticher und Schuchardt von grossem Nutzen gewesen sind.



## I. Athen und Umgebung.

Ankunft. — Das deutsche archäologische Institut. — Die moderne Stadt. — Die antiken Reste: Olympieion, Akropolis, Areopag und Pnyx, die Ausgrabungen bei der Enneakrunos, Theseion, die Bauten aus römischer Zeit, Denkmal des Lysikrates. — Die Grabstätte am Dipylon. — Piraeus, Munychia, Phaleron, Kephisia. — Lycabettos, Kolonos, Stadion. — Strassenleben. — Die Museen. — Die deutsche Colonie. — Häusliche Geselligkeit.

Ein wundervoller Herbsttag — der 9. October 1894 — führte den Verfasser von Patras nach Athen. Schon war Eleusis, die letzte Station vor dem ersehnten Ziele, erreicht, und der Zug setzte sich wieder langsam in Bewegung, um die thriasische Ebene durchschneidend den Aegaleos allmählich zu ersteigen, der das Thal des Kephissos und Ilissos von dem der Demeter geweihten Gebiete scheidet. Ringsum lachende Fluren, vornehmlich mit Oelbäumen und Wein bepflanzt, geradezu das nur von niedrigem Gestrüpp bewachsene Gebirge, während zur Rechten die in den Strahlen der untergehenden Sonne glitzernden Fluten des heiligen Meeres, das den Reisenden bisher auf der ganzen Fahrt nirgends verlassen hatte, und „drüben im Spätrot das ewige Mal, Salamis Felsengestade“, nach und nach sich dem Auge des entzückten Beschauers entzogen. War es ein Wunder, dass dem fremden Reisenden, dem es wider alle Voraussicht vergönnt war, die herrlichen Schönheiten eines Landes zu schauen, das schon von der Jugendzeit her ein eigener Glanz von Poesie und gewaltiger historischer Erinnerungen umwoben hatte, das Herz immer höher und höher zu schlagen begann? dass er sich immer von neuem aus dem Fenster bog, um die Zinnen der modernen Stadt, die sich über dem uralten Kulturboden erhoben hat, und dahinter die ewig schönen Reste der Akropolis noch im Schimmer der Abendsonne ihm ein unvergessliches Willkommen zu winken zu sehen? Allein diese Erwartung wurde durch den weiten Bogen, den die Bahn, um einen bequemen Übergang zu finden, nach N. beschreibt, lange getäuscht, bis endlich das Gebirge überschritten und die Mulde zwischen Aegaleos im W. und Hymettos im O. erreicht

war, die von den genannten, meist wasserarmen und doch so segensreichen Bächen durchströmt wird. Nun lugte das Auge beständig nach S., wo aus dem Grün des Kephissosthales sich immer deutlicher ein Häusermeer abhob, das auf der einen Seite von dem kühngeschwungenen Gipfel des Lycabettos, einem Ausläufer des Hymettos, und weiterhin, die Türme und Kuppeln der zahlreichen Kirchen hoch überragend, von den im Abendrot purpurnschimmernden Tempelbauten der Akropolis begrenzt wird. In diesen Anblick ganz versunken legt man die letzten Minuten der auf dem geneigten Boden sich beschleunigenden Fahrt zurück, bis man durch das Einlaufen in den peloponnesischen Bahnhof Athens plötzlich wieder in die Gegenwart mit ihren prosaischen Forderungen versetzt wird.

Aber welch' unsanftes und unerfreuliches Erwachen aus dieser süßen Träumerei! Wer aus einer deutschen Kleinstadt kommt, ist gewiss nicht durch künstlerisch ausgeführte Façaden von Bahnhofsgebäuden verwöhnt, dennoch bleibt das Äussere dieses athenischen Empfangsgebäudes selbst hinter den bescheidensten Erwartungen, zu denen man die früheren Vorstellungen bereits auf dem Wege von Patras nach Athen herabgemindert hat, weit zurück und bildet die erste Enttäuschung des modernen Reisenden inbezug auf das heutige Griechenland. Auch die Versammlung einheimischer Kutscher, Dienstmänner und halbwüchsiger Jungen, die laut rufend und gestikulierend hinter dem hölzernen Absperrungsgitter die Ankömmlinge erwartet, vermag den ersten Eindruck von den weltbekannten ἄνδρες Ἀθηναῖοι nicht günstiger zu gestalten. Am meisten aber drängt sich die Frage: Ist dies wirklich das vielgepriesene Athen, die Hauptstadt des neuen Griechenlands? auf die Lippen, wenn man die städtische Steueruntersuchung glücklich hinter sich und nun den öden Platz vor sich hat, der hinter dem Bahnhofe zum Haltepunkt der Droschken bestimmt ist. Denn nicht nur er selbst und die nächsten Teile der zur Stadt führenden ungepflasterten Strasse sind uneben und ungepflegt, sondern auch die ganze Umgebung, die eher aus Hütten, denn aus Häusern besteht, ruft die Vorstellung eines armen, schlecht verwalteten Gemeinwesens unwillkürlich hervor. Wie viel glücklicher dagegen der Reisende, der sich zu Schiffe zum ersten Male den ersehnten Gestaden Attikas nähert! Ihn hebt die Schönheit der Natur über diesen Mangel an Schönheitssinn der Stadtväter Neu-Athens weit hinweg, und betritt er im Piraeus den heiligen Boden Altgriechenlands, so empfängt ihn ein reges Hafenleben, das ihm jene Enttäuschung zu seiner Befriedigung erspart.

Doch dieses Gefühl der Niedergeschlagenheit kann nur für einen Augenblick in der Brust des Ankömmlings das herrschende sein, denn es wird sogleich von der alle anderen Empfindungen überwältigenden Freude in den Hintergrund gedrängt, dass man sich nun endlich, endlich auf dem Boden befindet, der durch einen Solon, Sokrates und Pericles für die Ewigkeit geheiligt erscheint und, wie einst in den Zeiten der Römer, mit jedem Jahre eine grössere Anziehungskraft auf die Westeuropäer auszuüben beginnt. Der gewöhnliche Reisende findet je nach seinem Geschmack und Vermögen entweder in dem bescheidenen Hôtel d'Athènes, wo die deutschen Archäologen meistens ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegen, oder in dem vornehmer ausgestatteten Hôtel de Bretagne gegenüber dem Königl. Schlosse eine passende Unterkunft.

Beneidenswert dagegen ist der Reisende, dem sich die Räume des Kaiserl. Deutschen Archäol. Instituts an der Kreuzung der ὁδὸς πινυκωτῶν und Φειδίου gastlich öffnen, das unter Otto Lüders als erstem Sekretär 1874 errichtet ist und, wie in der Eröffnungssitzung im October 1894 hervorgehoben wurde, auf eine segensreiche zwanzigjährige Entwicklung zurückblicken kann. Denn durch die hervorragenden Funde von Altertümern auf griechischem Boden in der neueren Zeit, unter denen vor allen Olympia und letzthin auch Delphi obenan stehen, ist das Allgemeininteresse für griechische archäol. Forschungen ausserordentlich gewachsen, wie der stetig zunehmende Andrang zu den jährlichen Gesellschaftsreisen des Instituts in den Peloponnes und auf die Inseln des aegaeischen Meeres am deutlichsten beweist. Die Γερμανικὴ σχολή (wie es der Athener nennt) nimmt zur Zeit in Athen unstreitig den ersten Rang unter den fremden archäol. Instituten ein, wie das nach den grossartigen Grabungserfolgen in Olympia und Troja, die ganz auf deutsche Rechnung kommen, und bei der persönlichen Bedeutung des gegenwärtigen ersten Sekretärs Prof. Dr. Wilh. Dörpfeld, der an jenen Erfolgen in erster Linie beteiligt war, nicht gut anders sein kann. In einem von H. Schliemann erbauten Hause, das durch seine Wandmalereien des obersten Stockwerks schon von weitem den Blick der Vorübergehenden auf sich lenkt und an die Reichsregierung vermietet ist, findet der Reisende ein gemütliches Heim, eine zwar kleine, aber dem Zwecke entsprechend ausgestattete Bibliothek, deren reiche Schätze an treuen, vortrefflichen Wiedergaben antiker Denkmäler auch ein häusliches Studium ermöglichen, endlich einen anregenden Verkehr und sachgemässe Förderung seiner Studien.

Die moderne Stadt, der man auf dem Wege zu dem ersehnten Ziele der antiken Reste seine Aufmerksamkeit zuerst zuwenden wird, hat, wie jede grössere, allmählich gewachsene Ansiedelung, ihre älteren und neueren Teile. Jene geben sich durch ihre engen, schmutzigen und gewundenen Gassen zu erkennen, während diese, die weitaus die Mehrzahl bilden, sich durch breite, gerade und sauber gehaltene Strassen auszeichnen. Die verkehrsreichsten Adern Athens sind die Stadion- und Hermesstrasse, von denen die erste die beiden Hauptplätze, πλατεῖα τῆς ὁμονοίας (place de la concorde) und πλ. τοῦ συντάγματος (place de la constitution), die letztere den Piräus-Bahnhof mit demselben Platze verbindet. Reihen sich in der Stadionstrasse die bedeutendsten öffentlichen Gebäude wie das Ministerium des Innern, der Finanz und das Parlament an einander, so bietet die Hermesstrasse, besonders in ihrem oberen Teil, dem kauflustigen Publikum die mannigfachsten und vornehmsten Läden, die sich jedoch in keiner Weise von ihren Genossen in Westeuropa unterscheiden. Stiller dagegen ist die breiteste aller Strassen, die ὁδὸς πανεπιστημίου (Universitätsstrasse), an der die schönsten modernen Bauwerke der Stadt liegen: der edle Bau der Akademie der Wissenschaften, die vielbesuchte Universität und die noch unvollendete Bibliothek. Alle drei neben einander gelegen und aus Marmor erbaut, der an dem Akademiegebäude oben am Fries und Giebel durch reichen Goldschmuck in seiner Wirkung noch gehoben wird, bieten ein äusserst farbenprächtiges Bild, das wohl imstande ist, uns eine Vorstellung der Pracht und Herrlichkeit zu geben, die in den antiken Bauten mit ihrer Goldverzierung und Polychromie unwiderruflich verloren gegangen ist. Zumal wenn der Vollmond sein mildes Licht auf diese Schmuckstücke des neuen Athens sendet, sind sie von einem magischen Schimmer sanft umflossen und fordern den entzückten Beschauer unwiderstehlich auf, sich in die mehr als zweitausendjährige Geschichte dieses Bodens zu versenken, auf dem auch vor Zeiten das Griechenvolk sein ganzes Können in Kunst und materiellen Mitteln an die Aufrichtung grossartiger, öffentlicher Gebäude gesetzt hat. Wenn neben diesen auch ein Privathaus in derselben Strasse erwähnt wird, so geschieht es nicht allein, weil hier unser weltberühmter Landsmann H. Schliemann sein reizendes Heim aufgeschlagen hat, sondern auch wegen der künstlerischen Gestaltung und Ausstattung des Baues, der allerdings nicht völlig aus Marmor aufgerichtet ist, wohl aber an Treppen, Thür- und Fenstereinfassungen dieses Materials genug enthält, um zu den edelsten Bauten der Hauptstadt gezählt zu werden. In

drei Stockwerken sich erhebend, bietet das Schliemannhaus nach der Strassenseite zwei offene, säulengetragene Porticus dar, deren Hinterwand mit Fresken geschmückt ist, während das Dach von zahlreichen Statuen, den Nachbildungen antiker Meisterwerke, gekrönt wird. Dagegen tritt das von Gärtner in den Jahren 1834—1858 aus pentelischem Marmor und Kalkstein erbaute Königl. Schloss am Konstitutionsplatz, so hoch und schön es sonst gelegen ist, mit seiner einfachen Façade zurück, und besonders für den Westeuropäer, der gewohnt ist, in den Schlössern die Stammsitze uralter Herrschergeschlechter zu sehen, ist dieser nüchterne Bau gewissermassen das Widerspiel des modernen Fürstengeschlechts, das auf diesen Boden aus fernem Norden erst verpflanzt eine eigne Geschichte mit ihren Denkmälern nicht aufzuweisen vermag. Werden nun noch die mehr ausserhalb der Stadt liegenden Gebäude wie das Polytechnikum, das inhaltsreiche National-Museum in der Patisiastrasse und die Sternwarte auf dem Nymphenhügel erwähnt, so sind damit die modernen Baulichkeiten, die ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen, erschöpft, denn auch das sog. kronprinzliche Palais unterscheidet sich von anderen vornehmen Häusern in keiner Weise, und der für das junge Paar in Angriff genommene Neubau hinter dem Königl. Park scheint sich ebenfalls nicht als ein hervorragender Kunstbau zu entwickeln.

Die übrigen Wohnhäuser Athens, die übrigens kein eigentümliches Gepräge an sich tragen, sind vorwiegend aus dem hier so wohlfeilen Kalkstein errichtet, ausser dem die vornehmeren Gebäude noch den Marmor zum Schmucke der Thüren und Fenster verwenden; die ärmeren Wohnungen sind, wie überall in Griechenland seit urdenklichen Zeiten, aus Ziegeln aufgeführt, die an der Luft getrocknet sind und eine ausserordentliche Widerstandskraft besitzen.

Bekanntlich wirkt der Aufenthalt in Rom dadurch so anregend und belehrend, dass der Fremde, in welchem Teile der ewigen Stadt er sich auch befinden mag, fast bei jedem Schritt auf Reste der antiken Kultur oder auf grossartige Erinnerungen an das Mittelalter stösst. Dagegen kann man den grössten Teil Athens, das abgesehen von seinen Kirchen keine mittelalterlichen Bauten aufzuweisen hat, sehr wohl durchwandern, ohne Ruinen wahrzunehmen. Dies kommt daher, dass in Rom zahlreiche Überbleibsel alter Bauten vorwiegend zum Bau christlicher Kirchen, teilweise aber auch zur Errichtung von Profanbauten gedient haben und so erhalten worden sind, während es in Athen zwar nicht an der Hand der schützenden Kirche fehlte, wohl

aber der Sinn für die Grossthaten der Väter und überhaupt die ganze ehemalige Bedeutung der alten Stadt, die im Mittelalter stets nur ein kleines, einfaches Landstädtchen geblieben ist, verloren gegangen war. Zerstörend hat in dieser Hinsicht besonders die türkische Herrschaft gewirkt, die als eine Zeit des tiefsten Verfalls für Athen anzusehen ist.

So befinden sich denn die verhältnismässig geringen antiken Ruinen ausschliesslich im Süden der Stadt, wo der Felsboden zu den bekannten Hügeln: Akropolis, Areopag, Pnyx u. s. w. allmählich ansteigt und schon im Altertum die bedeutendsten Heiligtümer und Profanbauten lagen. Denn hier spielte sich das politische Leben ab, hier drängte sich das gewerbliche um den Fuss des Burghügels zusammen, während die moderne Stadt sich besonders nach N. auf einem vordem jungfräulichen Boden ausgedehnt hat. Daher wandert, wer gleich dem Verfasser von dem deutschen Institut aus zum ersten Male sich aufmacht, die ersehnten Herrlichkeiten zu schauen, die uns seit den Tagen der Kindheit von einem eigenartigen Schimmer umwoben sind, in dem sich Sage und Geschichte die Hand reichen, fast eine Viertelstunde durch die Universitätsstrasse, über den Konstitutionsplatz und durch die Amalienstrasse, ehe er die ersten Ruinen mit eigenen Augen mustern kann. Ein eigenartiges Gefühl ist es, was uns die Schritte beschleunigen lässt, um die zur linken Hand hochaufragenden Baureste möglichst schnell zu erreichen. Es ist ein Thor in einer Mauer, die — man kann sie noch heute eine Strecke verfolgen — einstmals den heiligen Tempelbezirk des olympischen Zeus von der übrigen Stadt abschloss. Das Thor ist der 18 m hohe Hadriansbogen mit einer sog. Attika mit drei fensterähnlichen Öffnungen, die ehemals mit dünnen Marmorplatten ausgefüllt waren, und einem Giebel. Auf dem Bogen selbst sind noch die Inschriften zu lesen. Auf der Vorderseite<sup>1)</sup> steht: Dies ist Athen, des Theseus alte Stadt und auf der Rückseite<sup>2)</sup>: Dies ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt. Durchschreitet man dieses Thor, so fällt der Blick sogleich auf die 15 gewaltigen, korinthischen Säulen von 17,25 m Höhe, welche die einzigen Zeugen des Prachtbaues sind, den Hadrian auf der Grundfläche eines bereits von Pisistratus begonnenen Heiligtums dem Ζεὺς Ὀλύμπιος zu Ehren errichtet hat. Was den modernen Reisenden immer und immer wieder an diese Stelle lockt, sind aber nicht bloss diese so erhabenen Ruinen, sondern

<sup>1)</sup> Αἶδ' εἰς Ἀθῆναι Θησέως ἢ πρὶν πόλις. <sup>2)</sup> Αἶδ' εἰς Ἀδριανοῦ καὶ οὐχὶ Θησέως πόλις.



auch der herrliche Ausblick, den man von hier auf den Hymettos und in der Ferne auf das blaue Meer mit Ägina, Hydra und die Küste von Argolis geniessen kann.

Doch zu wie interessanten Betrachtungen auch das Olympieion Veranlassung geben mag, von der dem Hymettos gegenüberliegenden Seite ruft uns unwiderstehlich ein schöneres Ziel ein ungeduldiges „Vorwärts“ zu, es ist der schroff aufsteigende 156 m hohe Burghügel. Allein so schnell erreicht man ihn nicht, denn schon beginnt der Weg zu steigen, und wo die Amalienstrasse aufhört und von der Strasse des Dionysios Areiopagites fortgesetzt wird, da tritt man zwar aus den Häusern heraus und hat nun den kahlen Osthang der Akropolis vor sich, aber der Aufstieg ist an der sanfteren SW.-Ecke. So nimmt man auf diesem Wege noch gern die Ruine des unter Eubulos Finanzverwaltung (4. Jhrh.) von Lycurg erbauten Dionysostheaters in Augenschein, dessen zahlreichen Marmorsitze, dessen trefflich erhaltenen marmornen Priestersessel in der untersten Reihe mit gespannt lauschenden Athenern, deren Orchestra und Proscenium mit den markigen Gestalten der Tragödien eines Aeschylos, Sophocles und Euripides zu bevölkern, die Phantasie des Besuchers nur allzugeschäftigt ist. Von dem berühmten, dem Heilgote geweihten Asklepieion, das sich nach S. zu dem Theater anschliesst, ist nur noch wenig zu erkennen, mehr dagegen treten die Reste der Säulenhalle des pergamenischen Königs Eumenes und noch imponierender das Odeum des Herodes Attikus, eines Zeitgenossen Hadrians, hervor, dessen Inneres das Bild eines Theaters aus römischer Zeit bietet.

Damit aber sind wir bereits ganz in die Nähe des modernen Aufgangs zur Akropolis gelangt, während der antike Aufstieg schon vor dem Odeum beginnend an der Ecke des Nikeflügels in Terrassen das heilige Burggebiet erreichte. Denn ein flinker Wanderer vermeidet die in weitem Bogen zur Höhe allmählich aufsteigende Fahrstrasse und erklimmt sogleich von der S.-Seite her den Hügel, um von der breiten Plattform vor dem Eingang eine kleine Weile sich ungestört in den gewaltigen Bau zu versenken, der sich vor ihm bis zur Spitze des Burghügels hin auftürmt. Das erste, worauf sein Auge fällt, sind zwei riesige Türme, die einst in den wirren Zeiten des Mittelalters und der Neuzeit den Verteidigern als starke Bastionen gedient haben; heute werden sie zusammen mit dem sie verbindenden Thore nach dem Auf finder, dem Franzosen Beulé, das B.sche Thor genannt. Dieses selbst stammt aus römischer Zeit, ist aber völlig aus Werkstücken eines weit

älteren Baues, des choregischen Monumentes des Nicias (4. Jhrh. v. Chr.), zusammengesetzt und lehrt durch seine im Gegensatz zu dem übrigen Marmorbau aus Poros (Kalkstein) hergestellten Triglyphen die für die antike Bauweise wichtige Thatsache, dass man Bauteile, die, wie in diesem Falle, bemalt waren, deren Material also nicht von aussen zu sehen war, unter Umständen auch aus einem minderwertigen Stoffe herstellte.

Haben wir dieses Thor durchschritten, so treten uns nunmehr die Reste des auch in seiner Zertrümmerung ewig schönen Baues der Propylaeen ungehindert vor das Auge, und wer München kennt, wird sich sofort an das gleichbenannte Bauwerk am Ende der Briennerstrasse, wer nicht, wenigstens an das nach dem gleichen Vorbild unter König Friedrich Wilhelm II. errichtete Brandenburgerthor zu Berlin erinnern — nur dass in beiden Fällen die imponierende Höhe fehlt, welche dem antiken Vorbilde eben ein so erhabenes Gepräge verleiht. Wie sehr man dies bereits im Altertume empfand, beweist das bekannte Wort des Epaminondas, der im Unmut über Athens eifersüchtiges Treiben ausrief, er werde die Propylaeen der athenischen Akropolis an den Fuss der Kadmea verpflanzen. Die Trümmer einer breiten, steilen Freitreppe, die in zwei Absätzen von 26 : 38 Stufen zum Thorbau hinaufführt, ist römischen Ursprungs. Die antike Strasse lag 1,5 m höher, wie die unbearbeiteten Teile am Fusse des Nikeflügels beweisen. Ausserdem gab es einen besonderen Ausgang für die Opfertiere, von dem noch ein kleines Stück in der Mitte an der rauhen Ausarbeitung des Felsens zu erkennen ist, während sich an der Stelle, wo der vom Nikeflügel kommende Weg rechts zum letzten Aufstieg umbiegt, die umfangreiche, 9 m hohe Basis des Standbildes des grossen Seehelden, Freundes und Schwiegersohnes des Augustus, M. Vipsanius Agrippa erhebt, welche ihm die dankbaren Athener, wie die trümmerhafte Inschrift lehrt, als ihrem εὐεργέτης errichtet hatten. Der Thorbau selbst, das grösste profane Bauwerk Athens und ganz aus pentelischem Marmor hergestellt, ist innerhalb fünf Jahren nach den Plänen des Mnesicles, als Pericles die Finanzen und den Staat leitete, erbaut worden. Es besteht aus einem mittleren Teil, den eigentlichen Propylaeen und zwei Flügelbauten.

Der vor dem SW.-Flügel aus den antiken Werkstücken an alter Stelle von den deutschen Baumeistern Ross, Schaubert und Hansen in den Jahren 1835—36 wiedererrichtete Tempel der Athena Nike, gewöhnlich kurz Niketempel genannt, gehört an und für sich nicht zu

den Propyläen und ist wahrscheinlich jüngeren Ursprungs, bei seinem zierlichen Aufbau aber stört er die Wirkung der bedeutenderen Propyläen nicht, während er zugleich durch seine sonst nach allen Seiten freie Lage der Gefahr, von jenen erdrückt zu werden, entgeht und weithin sichtbar als ein herrliches Denkmal hellenischen Schönheitssinnes dasteht. Es ist ein ionischer Bau und hat auf jeder Seite eine von vier Säulen getragene Vorhalle. Den Namen aber trägt er besonders von der marmornen Balustrade, welche hart an ihm vorüberlaufend den Absturz verhindern sollte. Auf ihr sind nämlich Reliefs angebracht, welche darstellen, wie Siegesgöttinnen in Gegenwart der Athena Tropäen errichten, und unter denen das der „Sandalenbinderin“ das berühmteste ist.

Der Plan der Propyläen selbst übrigens war weit grossartiger gedacht, als er ausgeführt ist, und nur etwa die Hälfte ist zu wirklicher Durchführung gelangt. Wir erblicken zunächst das fünftorige Festportal, dem nach beiden Seiten eine Halle — daher der Name — mit je sechs dorischen Säulen von über 8 m Höhe in der Front vorgebaut ist. Von den die Hallen oben abschliessenden Architraven, Metopen und Triglyphen sowie dem Giebel ist allerdings nichts erhalten, wir können daher nicht entscheiden, ob der letztere Skulpturen enthielt oder nicht. Zwischen den beiden mittleren Säulen und dem Haupteingange stehen beiderseits drei schlanke ionische Säulen, die ehemals die farbige, cassettierte Steindecke der Vorhallen trugen. Von den fünf Thoren haben je zwei dieselben Ausdehnungen, das mittlere hat eine Höhe von mehr als 7 m und eine Breite von mehr als 4 m. Während man zu ihm auf gleicher Fläche heranschreitet, führen zu den Schwellen der übrigen je fünf Stufen herauf. Obgleich aber, wie der ganze Bau, so auch die Thore aus edelstem Marmor hergestellt sind, hat man unter der Einwirkung einer früheren Bauweise daran festgehalten, nicht nur die Thüren, sondern auch die Umkleidung ihrer Seitenwände aus Holz auszuführen, ja es sind sogar für diese Holzbekleidung flache Nischen ausgearbeitet, um Querhölzer einzuschieben, welche die langen Bohlen gerade erhalten sollten. Auch an den Seitenwänden der Propyläen lässt sich eine Eigentümlichkeit der Bauweise bemerken. Über dem Sockel befindet sich nämlich eine Reihe von Marmor-Quadern nicht quer liegend, sondern aufrecht stehend. Diese Erscheinung erklärt sich ebenfalls aus einer alten Gewohnheit. Denn die früheren Lehmbauten mussten als Fundament eine steinerne Unterlage haben, damit nicht die nun folgenden

Lehmziegel die Bodenfeuchtigkeit annahmen, und daran hielt man höchst konservativ auch dann noch fest, als man diese Prachtbauten aus Marmor aufführte. Die Sorgfalt aber, mit dem die Bauleute diese gewaltigen, bis auf einen niedrigen Werkzoll bereits in den Marmorbrüchen behauenen Blöcke aneinander zu fügen gewusst haben, ist über alles Lob erhaben; denn diese Arbeit ist so genau ausgeführt, dass man die Fugen vielfach kaum wahrzunehmen vermag. Ebenso zeigen auch die Mehrzahl der Säulen ein unverrücktes Aufliegen der einzelnen Trommeln, nur diejenigen der inneren Vorhalle haben durch eine Pulverexplosion gelitten und sind theils verschoben, theils umgefallen.

Von den beiden Flügeln, die so gewaltig vor dem Mittelbau hervorragen, ist der südliche weniger gut erhalten als der nördliche; auch scheinen seiner planmässigen Vollendung bereits im Altertum Schwierigkeiten, seien es technische oder pekuniäre, in den Weg getreten zu sein. Der Nordflügel dagegen ist besser erhalten und besteht aus einer Vorhalle und einem Saale, der durch eine Thür und zwei Fenster davon getrennt ist. Im Saale, der sog. Pinakothek, hingen die als Weihgeschenke auf die Burg gestifteten Bilder an der Wand, wie die Spuren der Nägel noch heute darthun.

Doch bevor wir nun durch das Festthor den heiligen Bezirk der Athene betreten, lassen wir unsern Blick noch einmal rückwärts schweifen und schauen da ein Bild, das sich uns für immer in die Seele prägt und uns immer wieder an diese weihevollen Stätte lockt. Schon die alten Athener selbst wussten in ihrem Schönheitssinn diesen Ausblick zu schätzen, denn, wie sichere Spuren an den Wänden der Propyläen beweisen, standen dort marmorne Bänke, auf denen sie sich zu diesem Genuss niederlassen konnten. Und dieses erhebende Schauspiel hat sich seit jenen Tagen nicht verändert, welche Schicksale auch immer über diese welthistorische Stätte hinweggeschritten sind. Denn noch immer zeichnet sich die attische Luft durch ihre seltene Klarheit aus, welche die entferntesten Gegenstände in nächste Nähe zu versetzen scheint, noch immer vergoldet die Sonne mit ihrem Schimmer diese edlen Marmorreste und lässt in der Ferne die Wellen des heiligen Meeres in ihren Strahlen leuchten und glitzern. Zur Linken fällt der Blick auf den Musenhügel mit dem Denkmal des Philopappos aus der Römerzeit und weiterhin auf die Häuser Neu- und Altphalerons, den Hafen und die bergige Halbinsel Munychia, auf den Piraeus, auf die dunkle Felswand Salamis und schon am weiteren Horizont auf Aeginas Felseneiland, die Küste von Argolis, ja selbst Akrokorinth und

die Riesenberge Arkadiens, der Erymanthos und Cyllene, heben sich deutlich zur Rechten vom Firmament ab. Besonders erhebend aber wird dies Bild, wenn uns das Glück zu teil wird, hier den Sonnenuntergang mitanzusehen; ein Panorama, das man nicht würdiger schildern kann, als mit den Worten des englischen Dichters, der sein Leben für die Befreiung dieses schönen Landes hingegeben hat, des Lord Byron:

Langsam versinkt, im Scheiden doppelt schön,  
Die Sonne westlich von Moreas Höh'n,  
Nicht, wie im Norden, fahlen Angesichts,  
Nein, wolkenlos, ein Brand lebendgen Lichts!  
Auf stiller See die gelben Strahlen glühn,  
Wie zitternd Gold auf dunklem Wogengrün.  
Auf Hydra's und Ägina's Felsen lacht  
Der Gott der Freud' ein letztes „Gute Nacht“.  
Schon küsst der Berge Schatten Finsternis  
Dein glorreich Meer, unsterblich Salamis!  
Um blaue Höhn ein tiefer Purpur glimmt,  
Der sanft mit weichem Abendlicht verschwimmt,  
Bis leiser Farbenduft der Gipfel zeigt,  
Wie sich zum Ziel die Bahn des Gottes neigt,  
Bis Erd' und Meer verdunkelnd er im Nu  
Fern hinter Delphi's Riff versinkt zur Ruh!

Haben wir dies ewig schöne Bild auf uns wirken lassen, so treten wir durch das Hauptthor in die vordere Halle und bemerken hier zu unserem Erstaunen, dass nicht jene besprochenen Flügelbauten nach vorn, sondern die nach der Burgseite zu gelegenen Seitenflügel neben der Haupthalle mit ihr nach einem Plane gearbeitet und aus einem Guss sind, während jene vorderen als nachträgliche Bauten betrachtet werden müssen, wie der Grundriss den Sachverständigen lehrt. Diese inneren Flügelbauten sind aber nur begonnen, nicht vollendet. Der Grund dafür ist am Südflügel klar, denn hier stiess der Baumeister auf Schwierigkeiten, die ihm durch das angrenzende Heiligtum der Brauronischen Artemis bereitet wurden, während es auf der anderen Seite vielleicht Geldmangel war. Wenden wir uns nunmehr der sanft ansteigenden Höhe des inneren Burghügels zu, so muss hier die Phantasie dem Beschauer sehr zu Hülfe kommen, um sie, die jetzt nur mit zahlreichen Trümmern bedeckt ist, mit dem Walde von Statuen, mit Weihgeschenken, Altären, Inschriftensteinen u. s. w. zu beleben, welche ehemals das Bild durch ihre Zahl, Mannigfaltigkeit und Farbenpracht ausschmückten. Doch ist die Ausbeute auf dem bis auf den kahlen Fels von der griech. archäologischen Gesellschaft 1878 aus-

geschachteten Boden verhältnismässig nicht bedeutend gewesen. Allein die zahlreichen steinernen Reste von Basen, Inschriften u. s. w., die herumliegen, und hin und wieder regelmässige Einschnitte in den Fels lassen erkennen, wo vormals die bedeutendsten der genannten Weihgeschenke und Kunstwerke ihre Aufstellung hatten. So findet sich 30—40 Schritte vom Eingang entfernt geradezu ein grosser Felsausschnitt, mutmasslich die Stelle, wo sich das aus der marathonischen Beute errichtete kolossale Erzbild der Athene (Promachos) von Phidias erhob. Die Bauten, welche sich einst rechts und links vom Eingange befanden und deren Grundlinien oder Fundamente heute noch verfolgt werden können, sind übrigens mit Sicherheit nicht überall zu bestimmen. Gewöhnlich verlegt man an die Südseite der Mauer die umfangreichen Reste des Artemisheiligtums, während man unter anderem in gewissen Räumen links die Überbleibsel der sog. Chalkothek, einer Art Arsenal, sehen will. Auf festerem Boden dagegen steht die Bestimmung desjenigen Heiligtums, das ehemals geradezu gelegen zuerst die Blicke der Eintretenden auf sich lenkte, des sog. Hekatompedons, des ältesten Athenetempels der Burg. Denn hier lässt sich durch die Übereinstimmung der Länge der Cella mit dem durch den Namen gegebenen Masse ein unwiderleglicher Beweis für die Behauptung erbringen. Aber auch bei ihm wollen wir nicht lange verweilen, zumal ein Teil dieses Gebäudes durch den späteren Bau der Korenhalle in Anspruch genommen und dem Auge entzogen ist, sondern wollen unsere ganze Aufmerksamkeit den beiden noch genügend erhaltenen Tempelbauten, dem Parthenon und Erechtheion, zuwenden.

Mit Andacht naht sich der Beschauer, den ansteigenden Fels hinaufschreitend, diesem erhabensten und schönsten Denkmal des griechischen Altertums, das auch noch nach seiner Zertrümmerung in seinem mittleren Teil eines unauslöschlichen Eindrucks auf jeden sicher ist. Dieses von Iktinos und Kallikrates in der Blütezeit Athens errichtete Denkmal dorischen Stils ruht auf den Resten eines älteren, dessen Spuren noch deutlich zu Tage treten. Denn unter den oberen, ebenso wie der ganze Tempel aus Marmor bestehenden Stufen liegen Porosblöcke, die bis tief herunter auf den Felsen gearbeitet sind, der nach S. abfiel und deshalb an dieser Seite ungefähr 17 solcher Kalksteinschichten aufweist. Sie sind so fein gearbeitet, dass sie offenbar zu sehen sein sollten, und nur an den Ecksteinen mit Eisenklammern befestigt. An der NO.-Seite tritt dieser Unterbau um 5 m vor den Parthenon vor, denn dieser ist nur 69,5 m, der ältere Bau 75 m lang. Wann der letztere übrigens

begonnen und warum er unvollendet blieb und seine Säulentrommeln zum Teil zur Ausbesserung der Akropolismauer benutzt wurden, darüber giebt es keine sicheren Nachrichten, sondern nur Vermutungen. Die Anlage des Parthenon selbst ist die eines Peripteros mit mächtigen, 11 m hohen dorischen Säulen, 8 an den Schmal- und 17 an den Langseiten, zusammen also 46. Auf drei Stufen betritt man an der NO-Seite den Umgang, dann den Pronaos, der von 6 niedrigeren Säulen begrenzt wird. Zwischen ihnen sind noch die Überreste hoher Eisengitter sichtbar, die bis oben herauf liefen und unten in eine steinerne Schwelle eingelassen waren. Der Fussboden der Cella selbst ist völlig erhalten. Noch heute sieht man die Spuren von 9 mässigeren Säulen auf beiden Seiten, welche die Cella im Altertum dreischiffig machten, desgleichen war auch die dem Eingange gegenüberliegende Seite durch Säulen abgeschlossen. Alle diese Säulen waren, wie der Abdruck der Canneluren zeigt, dorisch, doch nach Massgabe des Durchmessers der Grundfläche kaum halb so hoch als die Draussensäulen des Parthenons. Man wird deshalb über ihnen eine zweite Reihe vermuten dürfen, doch muss bezweifelt werden, dass sie mit einer umlaufenden Gallerie verbunden waren. Wie alle Celladächer, war auch diese aus Holz, die übrigen Decken aus Stein. Das Dach bestand aus Marmorziegeln, die auf einer hölzernen Unterlage ruhten; von ihnen ist beim Erechtheion noch eine Menge zusammengetragen. Quer durch die Cella laufen Spuren einer in der Mitte offenen Marmorschranke, bis zu der die Menge herantreten konnte, im übrigen aber musste sie seitwärts hinter den die Säulen verbindenden Marmorschranken weiter herumgehen. Eine zweite Schranke zeigt sich 10 m weiter, hinter ihr liegt der im Gegensatz zu dem sonstigen Marmorfussboden aus Poros gearbeitete Stylobat, in dem sich rings herum Löcher zeigen, die beweisen, dass etwas darin eingelassen war, und zugleich lässt sich an manchen Stellen die Grenzlinie dieser Auflage, Basis, noch deutlich erkennen. Hier wird also das goldelfenbeinerne Bild der Athene von Phidias gestanden und das grosse viereckige Loch mit den abgestumpften Ecken in der Mitte dazu gedient haben, das Stammende des Holzkernes aufzunehmen, über den das Bild gearbeitet war. Die Basis misst 4 : 8 m; daraus und aus den Angaben des Plinius lässt sich ein Schluss auf die Höhe der Statue ziehen, welche man auf ca. 12 m veranschlagt. In der Mitte des hinteren Teiles der Cella, der von manchen Gelehrten als der eigentliche Parthenon aufgefasst wird, bemerkt man die Spuren von 4 Säulen, während an den Wänden die Reste byzantinischer

Malerei, welche die ehemalige byzantinische Kirche schmückten, bemerkbar sind. Die antike zum Opisthodom führende Thür ist nicht mehr in alter Verfassung erhalten, sie war nämlich viel breiter, wie man noch deutlich an den ihr angesetzten byzantinischen Bauteilen erkennen kann. Zu diesem Ansatz sind vielfach alte Inschriftensteine verwandt worden, die auf ihrer Innenseite gewiss noch manches schätzbare Material bergen. Die Ausdehnungen dieser Thür (5 : 10 m) wie auch der gleichartigen des Pronaos sind deshalb so gewaltig angelegt, um der Cella das nötige Licht zuzuführen. Auch an dieser Seite verbanden Gitter die Säulen des Opisthodom. Treten wir aus ihm auf den Umgang heraus, um auf die Aussenwand des Parthenon einen Blick zu werfen, so bemerken wir bei diesem dorischen Bau, der über den Aussensäulen in gewohnter Weise Metopen und Triglyphen aufweist, eigentümlicherweise einen ringsherumlaufenden Fries, dessen Skulpturen übrigens wegen der Höhe kaum erkennbar sind. Zugleich aber fallen auch die an einem Fries ungewöhnlichen sog. Tropfen über dem Architrav auf, welche sonst nur unter den Triglyphen zu finden sind. Die Erklärung dieser auffälligen Erscheinung ist darin zu suchen, dass man ursprünglich auch hier Metopen und Triglyphen anzubringen beabsichtigte, dann aber den Entschluss während des Baues änderte und ganz um die Cella herum einen Fries anlegte. Auch noch auf eine andere Eigentümlichkeit dieses seltsamen Baues muss aufmerksam gemacht werden. Der ganze Fussboden und die Architravlinien sind gebogen, die Ecken liegen tiefer als die Mitte. Da von einer Senkung des Bodens auf dem Felsengrund keine Rede sein kann, so muss es Absicht gewesen und diese Absicht optisch begründet sein. Steht man nämlich vor einem Gebäude, so erscheinen die Ecken kleiner, die Mitte tiefer. Um diesem optischen, scheinbaren Mangel entgegenzutreten, scheint man die Neigung hergestellt zu haben, der natürlich bei den Säulen dadurch begegnet ist, dass die eine Seite der untersten Trommel immer etwas höher ist als die andere, z. B. 88 : 89 cm. Da die Krümmung aber keine ganz regelmässige und auch bei der Grundfläche des älteren Baues sichtbar ist, so hängt das vielleicht zusammen. Ähnlich sind auch die dorischen Säulen aus optischen Gründen in der Mitte weniger verjüngt, als es ihnen eigentlich zukäme. Diese Änderung sollte offenbar dem Beschauer das Gefühl nehmen, als könnten sie wie ein zu schwer belasteter Stab nach innen zusammenknicken. Endlich sind die Säulen etwas nach innen geneigt (etwa um 4 cm); auch sie sollten für das Auge der nach aussen strebenden Last des Daches entgegen-



wirken. Von den Skulpturen der Metopen, die Kentauren- und Gigantenkämpfe schilderten, des Giebels, welcher Athenens Geburt und Wettstreit mit Poseidon zum Gegenstande hatte, und des Frieses, der eine Darstellung des Panathenäenzuges gab — alles von der Hand des Phidias und seiner Schüler —, ist nur ein geringer Teil an Ort und Stelle erhalten oder erkennbar, und manches ist nicht bloss durch die Jahre zertrümmert. Das Fehlende befindet sich hauptsächlich im Akropolismuseum und in London.

Wirkte der Parthenon durch seine gewaltige Ausdehnung und seine einfachen und doch so schönen Umrisse, so lenkt das gegenüber nach N. zu liegende Erechtheion durch die Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit seiner Formen, durch das Hervortreten dreier Vorhallen, die jede auf verschiedener Höhe liegen, den Blick des Besuchers auf sich. Dieser streng ionische Bau barg nach der Sage manche mythologische Erinnerung an Athene, so das Meer, welches Poseidon dort beim Wettstreit entstehen liess und dessen Rauschen man im Tempel vernahm, und die Öffnung des Bodens, welche er durch den Stoss seines Dreizacks im Felsen hervorrief und man neben der westlichen Vorhalle wiederzuerkennen glaubt. An der Thür, welche von dieser ins Innere führt, bewundert man noch heute die Feinheit der Ausführung in der Ornamentik, denn diese Thürwände waren nicht mit Holz überkleidet, während von dem sonstigen Schmuck wenig übriggeblieben ist. Am vollendetsten aber ist die auf der Grundfläche der Vorhalle des alten Hekatompedon erbaute Koren- oder Karyatidenhalle mit ihrem leichten, von den sechs so berühmten blühenden Mädchengestalten getragenen Dache. Diese jugendlich kräftigen, sittig-ernsten Jungfrauen ziehen insbesondere den Beschauer immer von neuem an; eine von ihnen hat Lord Elgins bekanntlich nach London gebracht und ist durch eine Terracottafigur ersetzt, die man an ihrer schwarzen Färbung im Gegensatz zu den goldig schimmernden Originalen bereits von weitem erkennt.

Setzen wir nun an diesem Punkte den Rundgang um die Burg fort, so bemerken wir hier an einer freigelegten Stelle die zum Mauerbau benutzten Säulentrommeln des cimonischen Parthenon und stossen auf einen tiefen Einschnitt im Felsen, an dem noch deutlich die Reste eines alten Aufgangs zur Akropolis bemerkbar sind. Die älteste Burgmauer nämlich, das sog. aus polygonalen Steinen erbaute Pelargikon, folgte dem natürlichen Zuge des Burgfelsens, während die spätere Mauer bisweilen darüber hinausging. Die höchste Stelle der ganzen Burg liegt im NO. des Parthenon und war, wie Spuren zeigen, mit

einer Brüstung umgeben; hierher verlegt man daher den grossen Altar der Athene. Geht man von diesem in nördlicher Richtung weiter, so kommt man zu dem ganz modernen Belvedere, von dem aus man eine weite Rundschau, besonders über die Stadt und das nördliche Gelände geniessen kann. Östlich des Belvedere hat man an der äussersten Mauer das kleine Akropolismuseum angelegt, in dessen Mauern zahlreiche antike Marmorsplitter verbaut sind. Man nimmt, weil man beim Abarbeiten des Felsens hier meterhohen Marmorschutt gefunden hat, an, dass hier eine antike Werkstatt lag, worauf auch die dort aufgefundene Statue des Kalbträgers hindeutet. Weiterhin an der W.-Seite der Mauer dem Parthenon zu verlegt man die Aufstellung des bekannten, umfangreichen Weihgeschenks des Königs Attalus von Pergamon, weil eine Dionysosstatue, die zu dieser Gruppe gehörte, durch den Sturm gerade in das Theater hinabgestürzt wurde, das unterhalb dieser Stelle am Fusse des Burghügels aufsteigt. Die an der S.-Seite des Parthenon freigelegten Mauerreste sollen dem modernen Besucher eine Vorstellung von dem Pelargikon und der Stützmauer des Tempels geben. Im übrigen sind namhafte Forscher der Ansicht, dass man im Altertum von der Burg aus nicht wie heute die Umgegend von jeder Stelle aus sehen konnte, sondern zu dem Zwecke die Mauer ersteigen musste.

Aus dieser Übersicht wird der Leser einen Einblick in die Grossartigkeit und Vielseitigkeit der auf der Akropolis erhaltenen antiken Bauten gewonnen haben und, wird es auch ihm, wie dem Verfasser, einst vergönnt, diese denkwürdige Stätte mit eigenen Augen und unter sachkundiger Führung zu schauen, so wird er ebenfalls seine Zeit wahrnehmen und sie, so oft er kann, immer von neuem aufsuchen und an ihren Schätzen und nicht minder an ihrer herrlichen Aussicht sich fort und fort erquicken. Für diesmal aber wollen wir es mit dem Gesehenen genug sein lassen und unsere Schritte nunmehr wieder der Stadt zulenken.

Wir benutzen dazu die Fahrstrasse, die am Eingang mündet, und indem wir ihren Windungen folgen, kommen wir zunächst an dem nur 115 m hohen, kahlen Fels des Areopag vorüber, wo (vielleicht) einst der Apostel Paulus den ihn umdrängenden Athenern vom unsichtbaren Gotte predigte. Weiter abwärts senkt sich der Weg dann zwischen Areopag und Pnyx, auf dessen noch heute sichtbaren grossen Terrasse mit einer Stützmauer und einem Felswürfel als Rednerbühne wahrscheinlich die Volksversammlungen der alten Athener stattgefunden haben. An seinem Fusse und hart an der Chaussee sind durch Prof.

Dörpfelds Nachgrabungen mehrere Quellen im Felsen gefunden worden, welche seine Behauptung unterstützen, dass hier einst das von Pisistratus angelegte Sammelbassin, die sog. Enneakrunos, sich befand, von wo aus die Stadt durch die heute noch erhaltene Wasserleitung gespeist wurde. Gerade dieser Stelle gegenüber nun liegt eine für uns Deutschen ganz besonders wichtige Örtlichkeit, insofern hier unter der Leitung jenes Gelehrten seit einigen Jahren im Winter Ausgrabungen veranstaltet werden, wozu die Mittel aus den Händen hochherziger Landsleute fließen. Diese Ausgrabungen sind deshalb von Bedeutung, weil, wenn sich die Vermutungen Dörpfelds bestätigen, die Topographie des alten Athens eine vollständige Umwälzung erleiden wird. Er verlegt hierher nämlich uralte Cultusstätten, wie z. B. das Eleusinion, welche bisher auf der S.-Seite der Burg am Ilissos gesucht wurden. Schon ist ein kleiner Stadtteil Altathens ausgegraben, in dem besonders ein dem Dionysos geweihter Bezirk dadurch interessant ist, dass man an ein und derselben Stelle drei übereinander liegende Keltern aus verschiedenen Jahrhunderten erkennen kann. Inwieweit die Annahmen Dörpfelds begründet sind, werden weitere Ausgrabungen und die wissenschaftliche Kritik lehren.

Nehmen wir nach dieser kurzen Unterbrechung den Weg zur Stadt wieder auf, so fällt uns schon von weitem auf einer in der Neuzeit ganz freigelegten Fläche der Bau des besterhaltenen griechischen Tempels überhaupt in die Augen. Es ist der bei seiner freien Lage durch die Gedrungenheit seiner dorischen Bauglieder ungemein wirkende sog. Theseustempel, dessen pentelischen Marmor die Jahrhunderte allmählich mit einer goldbraunen Patina gefärbt haben. Es ist ein von einer Säulenhalle umgebener Antentempel, dessen arg verstümmelten Metopensculpturen die Thaten des Heracles und Theseus, dessen Westfries den Kampf der Lapithen gegen die Kentauren darstellen, während der Ostfries zu sehr mitgenommen ist, um an ihm ein bestimmtes Thema erkennen zu können. Von diesem Tempel aus östlich dehnte sich im Altertum der im Kerameikosbezirk gelegene Markt aus, doch von den so wichtigen öffentlichen Gebäuden, die ihn einst umgaben: Königshalle, Metroon, Buleuterion, Prytaneion und von den Bildsäulen der grossen Redner und Dichter, die ihn schmückten, ist nichts erhalten, was die Phantasie weiter ausgestalten könnte. Dagegen trifft man auf einem Wege quer durch dieses jetzt von engen Gassen eingenommene Gebiet spätere Bauten. Zuerst die Reste der zweistöckigen Kaufhalle, die König Attalus II. von Pergamon c. 150 v. Chr. den

Athenern erbaute, dann das sog. Marktthor aus Augustus Zeit, das zu einer römischen Marktanlage gehört, darauf den Turm der Winde, der von dem Syrer Andronikos im 1. Jhrh. n. Chr. als eine Art Sternwarte mit Sonnen- und Wasseruhr angelegt und durch seine achteckige Form auffällig ist. Auf jeder Seite ist das Reliefbild eines Windes erhalten. Endlich die Reste einer auf Hadrian zurückgehenden Stoa mit korinthischen Säulen aus pentelischem Marmor. Setzen wir in dieser Weise den Rundgang um die Akropolis fort, so gelangen wir noch zu dem letzten Denkmal von Bedeutung; es ist das Monument, das Lysicrates 335/334 v. Chr. infolge eines choregischen Sieges in der Nähe des Dionysostheaters errichtet hat und als ältestes Bauwerk des korinthischen Stils gilt. Auf einem würfelförmigen, 4 m hohen Unterbau aus piraeischem Stein erhebt sich ein 6,5 m hoher Rundbau aus pentelischem Marmor mit sechs korinthischen Halbsäulen, auf denen der Architrav und ein sculpturengeschmückter Fries aufliegt. Die Knaufblume, welche das kegelförmige Dach abschliesst, trug den bronzenen Weihedreifuss. Damit haben wir den Rundgang um die hauptsächlichsten Denkmäler Altathens beendet und können durch die *ὁδὸς Κυδαθηναίας* und *φιλελλήνων* zum Constitutionsplatz und dann auf dem anfänglichen Wege unser Heim wieder aufsuchen.

Haben wir auf diese Weise die Stätten kennen gelernt, wo sich das religiöse, politische und gewerbliche Leben der Athener abspielte, so bleibt uns noch ein Besuch der Grabstätten übrig, die man entweder von der Hermes- oder Piraeusstrasse aus am besten erreicht. Sie liegen dicht an dem von der griechischen archäol. Gesellschaft freigelegten Dipylon, dem stark befestigten, nach Eleusis zu gerichteten Hauptthore der Stadt, das von der doppelten Thoranlage mit einem dazwischen befindlichen 40 Schritte langen Gange seinen Namen hat. Dieser Begräbnisplatz hat dadurch eine besondere Bedeutung, dass er der einzig erhaltene Griechenlands ist. Die weniger widerstandsfähigen Fundstücke sind ins athenische Nationalmuseum gekommen, dagegen hat man einige grosse Monumente, die einst die zum Piraeus führende äusserst belebte Strasse zu beiden Seiten einrahmten, an Ort und Stelle gelassen. Das schönste von allen ist das Grabmal der Hegeso, welches eine sich schmückende, von einer Selavin bediente Frau darstellt.

Nur wenige Schritte von dem durch ein Gitter versperrten Eingang in das Gräberterrain, das heute mit seinem stillen Frieden einen wohlthuenden Gegensatz bildet zu dem regen Leben und Treiben, das einst im Altertum darüber hinwegflutete, befindet sich der andere

Bahnhof Athens, der die Verbindung mit der Hafenstadt Piraeus vermittelt. Entsprechend dem lebhaften Verkehr zwischen den beiden, kaum  $\frac{3}{4}$  Ml. von einander entfernten Städten fahren die Züge alle halbe Stunde. Die Fahrt nach dem Piraeus bietet nichts Besonderes, einen freieren Blick gewinnt man nur nach der Ostseite, wenn man das fruchtbare Kephissosthal überschreitet. Die Stadt selbst ist ganz modern und hat ausser ihrem ausgedehnten und nach dem Meere zu sich schliessenden Hafen nichts Eigentümliches. Das Leben und Treiben am Hafen ist, zumal bei der natürlichen Lebhaftigkeit der Griechen, sehr lebendig und laut, der Blick auf den Hafen mit seinen Handelsschiffen verschiedenster Grösse, den kleinen griechischen Küsten- und den grossen Lloydampfern anderer Nationen, den griechischen, russischen, englischen Kriegsschiffen, die gewöhnlich hier stationieren, ist unbeschreiblich schön. Will man aber auch etwas vom antiken Seewesen sehen, so verlässt man den Hafen mit seinen zahlreichen Läden und Kaffees und geht östlich quer durch die Stadt hindurch immer bergan, bis man den Rücken der felsigen Halbinsel überschritten hat und nunmehr bergab wandernd an den Resten des antiken, nichts Besonderes bietenden Theaters vorbei zu dem grossen Hafen Zea gelangt. Auch er hat die Gestalt eines zum Meere sich öffnenden Beckens und hat gewiss den antiken Schiffen mit ihrer geringeren Ausdehnung und Tiefe einen sicheren Unterschlupf geboten. Hier erblickt man auch, wenn man am Quai entlang geht, ringsherum die Reste der antiken Hafeneinfassung in Gestalt mächtiger, von der Gewalt der Wogen trotz der Länge der Zeit nur wenig aus den Fugen gehobener Quadern; man sieht aber nicht nur die Stellen, an welchen die Schiffe anlegten, sondern auch die breiten steinernen Rinnen, in denen die Schiffe hinaufgezogen wurden, um ihre Schäden auszubessern, die man also mit unseren umfangreicheren Vorkehrungen, den Docks, vergleichen kann. Der Weg um diesen Hafen und der sich daran anschliessende Spaziergang über den Burghügel zu dem kleinen, aber sicheren Hafen Munychia mit ähnlichen antiken Resten bis zur Bucht von Phaleron hin gehört mit zu dem Schönsten, was Attika dem Fremden bieten kann. Denn abgesehen davon, dass diese Fahrstrasse die beste von ganz Griechenland ist, geniesst man fast überall den herrlichen Ausblick auf das blaue, an den trotzigen Felsen heftig brandende Meer und auf die zahlreichen Landhäuser, die im Sommer äusserst belebt sind, jetzt im Winter aber völlig verlassen waren. Der Hafen von Phaleron selbst, das an einem flachen Ufer liegt und ein modernes Bad geworden ist, muss mehr als

eine offene, wenn auch durch ihre vorspringenden Schenkel geschützte Bucht betrachtet werden. Dennoch legten ihr die Athener solche Bedeutung bei, dass auch sie ausser den beiden wichtigeren Häfen Piraeus und Munychia durch die langen Mauern mit der Hauptstadt verbunden wurde. Eine weit ins Meer hinausgebaute Landungsbrücke bildet in der Saison einen beliebten Ruhepunkt. Will man nun von Phaleron wieder nach Athen zurück, so kann man entweder die Piraeusbahn, deren Station Phaleron ist, benutzen, oder die Strassenbahn, welche uns über den Ilissos, der jetzt Kraft genug besitzt, seine schlammig-gelben Wasser ins blaue Meer zu wälzen, und die Ausläufer der athenischen Berge hinweg nicht weit von der Akropolis wieder in die Stadt und schliesslich bis zur Akademie der Wissenschaften bringt. Alle die berühmten Örtlichkeiten sind in der guten Jahreszeit ausserordentlich belebt, im Winter dagegen, abgesehen vom Piraeus, öde und leer. Dasselbe muss für diese Zeit auch von der Sommerfrische der wohlhabenden Athener, dem im Kephissosthale aufwärts mitten in den durch das Wasser des Flusses bedingten Fruchthainen gelegenen Dorfe Kephisia gesagt werden. Hier hatte auch der grosse Wohlthäter Athens Herodes Atticus, ein Zeitgenosse Hadrians, umfangreiche Besitzungen, auf denen er den römischen Schriftsteller Aulus Gellius bewirtete, der die Herrlichkeit der Gegend in seinen *Noctes Atticae* gepriesen hat. Die Verbindung mit Athen wird durch die bis Laurion reichende Eisenbahn vermittelt.

Ist man aber durch die Jahreszeit in dem Besuche der sommerlichen Ausflugsorte beschränkt, so bleiben ausser dem gewöhnlichen Ziel der Akropolis noch einige andere lohnende Spaziergänge übrig. Vor allem wird, weil sich die Stadt unmittelbar an ihn anlehnt und sogar von seinem Fusse bereits Besitz ergriffen hat, der schon von weitem winkende Lycabettos zur Besteigung einladen. Sie ist, besonders von der Seite der Homerstrasse aus, nicht unbeschwerlich und dauert etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde, dafür aber belohnt sie den Wanderer von der die Spitze des Berges krönenden, weissgetünchten Georgskapelle aus durch einen ungemein schönen und weiten Umblick, der sich mit dem von der Akropolis durchaus messen kann. Nicht minder zieht es den klassisch gebildeten Besucher Athens zur Heimat des Sophocles, dem sagemuwobenen Kolonosgau mit seinem berühmten Oelwald. Gar lieblich weiss der Dichter bekanntlich in seinem *Oedipus auf Kolonos* die Natur dieser Landschaft zu schildern, indem er den Chor singen lässt:

Schimmernd glänzt der Kolonos hier,  
Flötend klaget die Nachtigall,  
Zahlreich nistet sie unter dem  
Laubdach der Waldschlucht,  
Denn das Dunkel des Epheulaubs  
Und des Gottes heiligen Hain  
Liebt sie, den fruchtebeladenen, schattigen.  
Hierhin dringt der Stürme Wehen  
Niemals.

Aber sucht man vom Eintrachtsplatz aus diese etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde entfernte denkwürdige Stätte erwartungsvollen Herzens auf und hat man die Gegend hinter sich, die einst die berühmte Lehrstätte des Plato, die Akademie, trug, so sieht man sich vergeblich nach dem Olivenhain, vergeblich nach den Nachtigallen um, die der fromme Dichter so pietätvoll besingt. Denn vor uns liegt ein einsamer, völlig kahler Hügel, der nur durch zwei weithin leuchtende moderne Grabmonumente die Blicke auf sich zieht. Es sind die Ruhestätten zweier um die Archäologie und Topographie Athens hochverdienter Gelehrten, — des deutschen Professors Ottfried Müller aus Göttingen, der infolge des Fiebers in Athen 1840 verstorben ist, und des Franzosen Charl. Lenormant, nach dem die eine der beiden Athenastatuetten, die uns eine Ahnung von der Herrlichkeit des von Phidias geschaffenen Kunstwerkes vermitteln, ihren Namen hat. Auch der Eindruck, den man von dem hinter dem Königl. Schlosse jenseits des Ilissos gelegenen und durch Benutzung einer natürlichen Thalmulde gewonnenen Stadion mitnimmt, ist ein wehmütiger. Denn wohl erkennt man noch die Anlage der ganzen Rennbahn, den Ablauf, das Ziel und die Sitzreihen, aber von all dem herrlichen pentelischen Marmor, aus dem einst Herodes Attikus das bereits unter Lycurg (erc. 330 v. Chr.) erbaute Stadion neu aufzuführen liess, sind nur wenige Brocken, die zerstreut umher liegen, noch vorhanden. Jetzt ist daher diese Stätte männlichen Wetteifers unbenutzt und öde, doch wie man in den Zeitungen liest, beabsichtigt ein Comité, an dessen Spitze der Kronprinz von Griechenland steht, im nächsten Jahre (1896) am 1.—15. April die antiken Spiele in modernem Gewande und moderner Erweiterung als internationalen, alle 4 Jahre wiederkehrenden Sport von neuem aufleben zu lassen. Ἀγαθῆ τύχη!

Kommt man dann nach einem solchen nachmittäglichen Spaziergange in die Stadt zurück und begiebt sich gewohnheitsmässig zum Constitutionsplatz, dem täglichen Stelldichein der besser Gestellten, so umfängt den Wanderer nicht mehr die weihevollle Stille, wie an jenen

einst so belebten Örtlichkeiten, sondern das ausserordentlich lebhaftes Treiben eines südländischen Volkes. Das redet und gestikuliert im Auf- und Niedergehen, das schwatzt draussen vor den grossen Kaffees, das schwatzt drinnen, wo man sie auch noch spät in der Nacht bei einer Tasse Kaffee und einem Glase Wasser stundenlang sitzen und diskutierend oder Domino spielend sehen kann. Dazu aber giebt sich hier die reiche und elegante Welt in ihren Karossen ein flüchtiges Rendezvous, und zwar sind es besonders die Damen, welche den Wagen benutzen und dabei ihre pariser Toiletten bewundern lassen; auch Offiziere in ihren kleidsamen, die schlanken Körperformen recht hervortreten lassenden Uniformen, die den französischen ähneln, sprenge vorüber und an die Wagen zu kurzer Unterhaltung heran. Doch sobald es fünf vorbei ist, ergiesst sich ein anderer Schwarm schreiender und eilender Menschenkinder durch die Hauptstrassen zum Hauptplatz: es sind die armseligen Zeitungsjungen, die ihre Ware mit einem langgezogenen, lauten *ή 'Ακρόπολις* oder *ή έστία* für 5 Lepta ( $2\frac{1}{2}$  Pf.) das Stück ausbieten und bei der Neigung des Griechen zum Politisieren auch ihre Abnehmer finden. Kauft man sich als Fremder eine solche Zeitung, so kann man sie, ist man humanistisch gebildet, ohne grosse Mühe entziffern, denn die Griechen suchen ihre Schriftsprache mit allen Kräften der antiken anzunähern, voreilig aber wäre es, daraus den Schluss zu ziehen, dass es ebenso leicht sei, sich einem Griechen mit Hilfe des Altgriechischen verständlich zu machen. Denn abgesehen von der ganz verschiedenen Aussprache haben sich auch die Flexionen geändert und sind viele fremde (slavische) Stämme, wie bei der Geschichte des Landes natürlich ist, eingedrungen. Ausserdem aber fällt dem Westeuropäer die grosse Annoncenarmut aller Zeitungen auf, die auf das schlagendste zeigt, wie weit Griechenland in dem, was Handel und Wandel betrifft, hinter dem übrigen Erdteil zurück ist. Hiermit hängt denn auch der furchtbare Rückgang des Curses griechischer Papiere zusammen, welche im vorigen Winter, wo noch Verhandlungen der Schuldner mit der griechischen Regierung schwebten, die Papierdrachme — das gewöhnliche Zahlungsmittel — auf weniger als den halben Wert herabdrückte. Denn man erhielt z. B. bei den Wechslern, die mit ihren Tischen die Aeolusstrasse garnieren, fast ständig für 20 Frcs. Gold 37,5 Drachmen Papier. Trotz der Armut aber, die demgemäss, wie im übrigen Griechenland, auch in Athen herrscht, kann man die Strassensicherheit nur rühmen, und das umsomehr, als es nachts gar keine Wächter giebt. Während seines dreimonatlichen Aufenthalts



in Athen ist dem Verfasser auch nicht ein Fall der versuchten Be-  
raubung oder des Einbruchs zu Ohren gekommen. Allerdings so ruhig,  
wie bei uns, geht es deshalb auch in den Strassen nicht zu, denn der  
Griecher nimmt sich als Bürger eines fast demokratischen Landes die  
Freiheit, alles, was sein Herz bewegt, mit seiner näselnden Stimme  
„den lustigen Winden“ anzuvertrauen. In demselben Zusammenhange  
muss es lobend anerkannt werden, dass das arme Griechenland alle  
die Schätze seiner grossen Vergangenheit, nicht nur die Ruinenstätten  
selbst, sondern auch die Museen jedem ohne Unterschied ohne Entgelt  
zugänglich macht. Man trifft die gewöhnlichen Leute daher häufig,  
besonders Sonntags, auf der Akropolis, in dem dort befindlichen  
kleinen Museum, das durch seinen Kalbträger, die kunstgeschicht-  
lich wichtigen polychromen Athenepriesterinnen und die Reste des  
Parthenon und der Nikebalustrade äusserst wertvoll ist, und in  
dem archäologischen Nationalmuseum in der Patisiastrasse. Hier  
reihet sich Original an Original, hier findet man unter anderem die  
berühmte Stele des Aristion, die Athene-Statuette vom War-  
wakion, das bekanntere Eleusinische Relief und das von Mantinea  
mit dem Wettstreit des Marsyas und Apollo, endlich die herrlichsten  
Göttertypen. Aber einen besonderen Schmuck bildet die zahlreiche  
Sammlung griechischer Grabdenkmäler, die durch ihre Mannigfaltig-  
keit sowohl eine unvergängliche Vorstellung von der σοφροσύνη ge-  
währen, die dem griechischen Nationalcharacter zu eigen gewesen ist,  
wie auch auf das Deutlichste zeigen, dass selbst der handwerksmässige  
Künstler von dem Hauche des Ewigschönen berührt war, dem die  
Meister in ihren unsterblichen Werken Ausdruck zu geben verstanden.  
Endlich muss noch auf die Säle hingewiesen werden, in denen die un-  
endliche Fülle der Mykenischen Denkmäler und verwandte Funde  
den deutschen Besucher an seinen unvergesslichen Landsmann H. Schlie-  
mann erinnern. Ausser dem Besuche dieser denkwürdigen Stätten  
bietet sich weder dem Einheimischen noch dem Fremden viel Ab-  
wechslung in Athen. Weder giebt es ein ständiges Theater noch  
ständige Concerte, denn die nicht weit hörbaren heiteren Musikvorträge  
der einzigen Militärkapelle Griechenlands auf dem Constitutionsplatze  
kann man füglich nicht dahin rechnen. So bleibt denn die häusliche  
Geselligkeit übrig, doch wie es damit in den griechischen Familien  
gestellt ist, vermag der Verfasser nicht zu sagen, da es ihm an einem  
derartigen Verkehr gefehlt hat. Dagegen hält die kleine Deutsche  
Colonie eng zusammen, die in der geselligen Vereinigung der

„Philadelphia“ ihren Mittelpunkt hat. Hier findet der deutsche Reisende freundliches Entgegenkommen vonseiten des Vorstandes und der Mitglieder und in dem in der Homerstrasse gelegenen, eignen Vereinshause deutsche Zeitungen und gemüthlichen Verkehr, insbesondere an den Sonnabendabenden. Auch die deutschen Archäologen pflegen diesen Verkehr nach Kräften, doch öffnen ihnen noch andere Häuser ihre gastlichen Thore. Abgesehen von den mehr officiellen Beziehungen zur Kaiserl. Gesandtschaft pflegt der ehemalige Leiter des deutschen archäol. Instituts in Athen, jetziger Kaiserl. Generalconsul Geh. Rat Lüders, pietätvoll die alten Bande, die ihn mit dem von ihm ins Leben gerufenen Institute verknüpfen. Vor allem aber hält es der derzeitige erste Sekretär, Prof. Dr. Dörpfeld, für seine Pflicht, allen gelehrten und nichtgelehrten Deutschen seine liebenswürdige Gastfreundschaft darzubieten, der auch vom Verfasser ein dankbares Andenken bewahrt wird. Vor einigen Jahren gab es noch ein anderes Haus, das in erster Linie von allen Freunden der Archäologie und vor allem von den Deutschen aufgesucht wurde, nämlich das des berühmten und glücklichen Entdeckers H. Schliemann, von dessen äusserer Ausstattung schon oben die Rede gewesen ist. Nun ist er allerdings dahin, aber auch an ihm bewährt sich des Dichters Wort, dass die Stätte, die ein guter Mensch betrat, für alle Zeiten eingeweiht ist. Denn noch heute übt sie auf den Fremden eine Anziehungskraft aus, die durch die liebenswürdige, noch immer schöne Gattin des Verstorbenen, die des Deutschen vollkommen mächtig ist, nur gewinnen kann. Der Verfasser zumal ist ihrem Hause zu besonderem Danke verpflichtet, denn ihm wurde durch die Vermittelung Prof. Dörpfelds die Ehre und zugleich die Freude zuteil, den hochbegabten Sohn des Verstorbenen Agamemnon durch Unterricht im Deutschen und in der Geschichte zum Beziehen einer deutschen Universität vorzubereiten, wo er die Spuren seines grossen Vaters verlassend Mathematik zu studieren gedachte. Möge der Segen des Vaters diesen hoffnungsvollen Sohn weiter auf seiner Lebensbahn geleiten!

---

## 2. Eretria.

Winter in Athen. — Abfahrt von Kephisia. — Tatoi. — Naturschönheiten. — Der Pass von Dekeleia. — Überfahrt. — Eretria. — Ausgrabungen der amerikanischen Schule. — Nachtquartier. — Die Akropolis von Eretria. — Rückreise.

Auch in Griechenland ist die eigentliche Winterszeit mit ihren starken Regengüssen und Stürmen zum Reisen wenig geeignet. Wenn

der Nordwind, der in Attika sehr häufig weht, die dunklen Wolken gen Süden treibt und der Parnes sein sonst so graues Haupt mit einer weissen Schneekappe bedeckt, dann empfindet auch der Fremde aus dem Norden den Rückgang der Temperatur und sucht vergeblich gegen den eisig erscheinenden Eindringling in seiner Wohnung am hellen, aber auf die Dauer wirkungslosen Kaminfeuer Schutz. Man muss daher, kommt man im October in Athen an, diesen Monat mit seiner zumteil noch recht hohen Luftwärme zu Ausflügen wahrnehmen.

Um so wertvoller war für den Verfasser aus diesem Grunde die Einladung, die der erste Sekretär einen Tag nach seiner Ankunft an ihn richtete, ihn auf einem Ausflug nach Eretria zu begleiten. Er war von dem Leiter der amerikanischen archäologischen Schule Prof. Ritscherson, der daselbst im Sommer Ausgrabungen veranstaltet hatte, aufgefordert worden, diese in Augenschein zu nehmen und mit seinem fachmännischen Urteil zu begutachten. So waren es denn im ganzen acht Herren, 5 Deutsche und 3 Amerikaner, die sich an dem Ausfluge beteiligten. Das Rendez-vous war Kephisia, wo der erste Sekretär noch seinen Sommeraufenthalt hatte. Morgens um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr führte uns die Eisenbahn dorthin, zwei Wagen standen zu unserer Aufnahme bereit, und so konnte denn die erste denkwürdige Reise in das Innere Griechenlands angetreten werden.

Das nächste Ziel, das zu Wagen erreicht werden konnte, war Skala Oropu, das Oropos der Alten, am Euripus, ein Weg von etwa 4 geogr. Meilen. Die dorthinführende Strasse vermittelt zugleich die Verbindung mit Bötien, da die Bahnlinie Athen—Theben—Lamia, welche die Hauptstadt mit Nordgriechenland und demaleinst durch Saloniki mit Europa verknüpfen könnte, noch immer nicht fertig ist. Es war ein wundervoller, taufrischer Morgen, als wir in unseren Gefährten diese Chaussee dahinrollten. Zwar hat sie nicht die Breite und die Bepflanzung mit Bäumen wie die unsrigen, doch befindet sie sich besonders in ihrem erstem Teile in vortrefflichem Zustande. Denn sie bringt den Reisenden in einer guten Stunde, zunächst nur allmählich bergansteigend, zu dem gewöhnlichen Sommersitze des jetzigen Königs-paares Tatoi (Τατόιον) mit reizenden Gartenanlagen und schattigem Park, in dem sich das alte und neue Königl. Schloss verbergen. Aber hinter Tatoi beginnt die Strasse mehr zu steigen, besonders, nachdem man eine kleine Kaserne der Landgendarmen passiert hat. Die Scenerie belebt sich wohlthuend durch weite mit Oel und Wein bepflanzte Gefilde, die zum Gute des Königs gehören, duftender Harz-

geruch der Kiefern erfüllt erquickend Luft und Lunge und endlich umfängt uns nunmehr stundenlang — Welch' eine Seltenheit in dem waldarmen Lande — wahrhaftiger Wald. Allerdings sind es nicht unsere gewaltigen Laubbäume, die uns hier begrüßen, sondern knorrige Eichen der Ilexart und ganze Strecken des Erdbeerbaumes (*arbutus*), der in dieser Herbstzeit das eintönige Grün durch seine reifenden, roten Früchte in angenehmer Weise unterbricht. Doch, während wir uns so meilenweit durch dies herrliche Gefilde zur Passhöhe des Parnes (1400 m) emporschlängeln und bisweilen aussteigen, um den Pferden die Last zu erleichtern, begegnet uns weit und breit kein Mensch, kein Dorf, kein Wagen. Nur Ziegen, auch Schafe und im Hintergrunde der in seinen Schafpelz gehüllte, halb verwilderte Hirte mit seinem Hunde kreuzen hin und wieder unsern Weg und ein einziges albanesisches Dorf, wenn man ein halbes Dutzend Lehmhütten mit einer Anzahl schmutziger Weiber und Kinder so nennen darf. Jene Hirten aber, die einzigen Bewohner dieser von der Natur mit Schönheiten reich gesegneten Gegenden, sind zugleich ihre stete Gefahr, denn sehr oft verursachen sie, wenn sie sich ihr Feuer anzünden, absichtlich oder unabsichtlich den gefürchteten Waldbrand, der den schon stark geminderten Bestand noch mehr verringert. So durchfuhren wir manche Strecke, wo auf der einen Seite alle Bäume niedergebrannt waren und dem weiteren Vordringen nach der anderen Seite nur die Chaussee ein Ziel gesetzt hatte. Endlich hatten wir die 900 m hohe Passhöhe von Dekerleia erreicht, wo einst die Spartaner von 413 ab die athenischen, von Euboea herkommenden Getreidetransporte abfingen, und zu unseren Füßen erstreckte sich eine landschaftlich nicht minder schöne Ebene, die leider ebensowenig angebaut ist. Aber im Hintergrund erschien, in den Strahlen der Sonne hell leuchtend, die Meerenge zwischen Festland und Insel, der an dieser Stelle etwa 10 km breite Euripus, und hinter ihm wieder erhob sich der kahle Felsen Euboeas mit seinem 1100 m hohen sog. Olymp. Die Fahrt bergab vollzog sich natürlich schneller, und nach sechsstündiger Reise erreichten wir das kleine, dicht am Wasser gelegene Dorf Oropu. Ein Aufenthalt wurde nicht genommen, denn die bestellte Barke, die uns hinüberbringen sollte, lag schon bereit. Die See ging hohl, aber der Wind flaute. Unter diesen Umständen war es für einen Neuling, dessen Aufenthalt in dem ersehnten Lande noch nach Stunden zählte, kein gerade angenehmes Gefühl, sich an den mitgenommenen Conserven und dem Rezinatwein mit seinem eigenartigen, harzigen Geschmack zum erstenmal zu laben. Da das Segeln

nicht viel half, so musste gerudert werden. Infolgedessen dauerte die Überfahrt  $2\frac{1}{2}$  Stunde und ging ohne ein Poseidonopfer nicht vorüber.

Der Name Eretria hat bekanntlich einen besonderen Klang unter den griechischen Städten, denn man erinnert sich leicht von der Schule her des herben Geschicks, das über diesen Ort wegen seiner Unterstützung der im Aufstand befindlichen kleinasiatischen Griechen gelegentlich des Zuges des Datis und Artaphernes vonseiten der Perser verhängt wurde. Nachdem die Stadt durch Verrat eingenommen und die Einwohner zu Sklaven gemacht waren, wurde sie geplündert und verbrannt. Doch taucht sie nicht viele Jahre später von neuem auf, indem von ihr berichtet wird, dass sich 7 ihrer Schiffe an der Seeschlacht von Salamis beteiligten. Dann tritt sie noch in dem Freiheitskampfe Euboeas gegen Athen hervor, endlich wurde sie 198 v. Chr. von den Römern erstürmt und zahlreicher Kunstwerke, welche die Römer gerade in jenen Zeiten zu schätzen begannen, beraubt. Wann sie dann endgiltig zerstört ist, steht nicht fest. Heute ist jedenfalls, abgesehen von älteren Grundmauern, die man im Orte gefunden hat, kein Stein mehr auf dem andern, aber das ganze Gefilde vom Burghang bis zur modernen Ansiedlung ist mit lauter kleinen Steinen besät, den letzten Resten der antiken Stadt. Das heutige Eretria nun ist ein unbedeutender Ort, ein offenes Dorf, das sich mehr in die Länge am Wasser entlang als in die Breite erstreckt, und ohne alle Reize. Es ist deshalb nur wegen etwaiger noch in der Erde verborgener antiker Schätze von Archäologen aufgesucht worden und zwar von der amerikanischen Schule Athens, deren Vorstand im Sommer 1894 und 1895 dort eingehende Nachforschungen angestellt hatte.

Nur wenige Schritte ausserhalb des Dorfes, wo die letzten verlassenen, vom Erdbeben arg mitgenommenen Bauten stehen, hat Prof. Ritscherson den Spaten angesetzt und sogleich die Fundamente wichtiger Baulichkeiten blossgelegt. Sie gehören sämtlich zu einem dem Dionysos heiligen Bezirk, denn unmittelbar daran stossen die Reste des antiken Theaters. Prof. Dörpfeld machte sich mit Hilfe eines deutschen Architekten sogleich daran, uns die ganze Anlage zu erklären und wissenschaftlich aufzunehmen. Es war ein Tempel mit umgebender Säulenhalle und daneben ein grosser Altar. Von dem Theater dagegen, von dem die Orchestra und das Bühnengebäude bereits blossgelegt ist, war mehr zu erkennen. Die Orchestra ist kreisrund, das Bühnengebäude ohne erhöhten Sprechplatz (Logeion), aber mit einem in ionischem Stile erbauten Proskenion; das Bühnengebäude selbst liegt 3,5 m über dem

Fussboden des Proskenions. Besonders interessant ist die Aufdeckung eines unterirdischen Ganges, der von dem Innern des Bühnengebäudes bis zur Mitte der Orchestra führt und so das plötzliche Erscheinen und Verschwinden eines Schauspielers ermöglichte.

Inzwischen war die Sonne allmählich zurüste gegangen, und es wurde Zeit, sich nach einem Nachtquartier umzusehen. Denn einen Gasthof giebt es in diesem Dorfe nicht, sondern der Reisende ist auf die Gastfreundschaft der Bewohner angewiesen, die auch bereitwilligst gewährt wird. Da der Dimarch (Schulze) es übel vermerkt haben würde, wenn die beiden ihm bekannten Professoren ihn umgangen hätten, so trennten sie sich von uns. Wir übrigen begaben uns zu unserem Bootsführer, der dicht am Euripus ein zweistöckiges Haus besass. Unten war ein Krämerladen, oben die Wohnräume. Trotz unserer grossen Zahl verstand er sich gern dazu, uns zu beherbergen. Seine schwarzhaarige und schwarzäugige Frau, die im Punkte der Reinlichkeit für deutsche Verhältnisse nicht zu sorgsam erschien, kochte uns eine Reissuppe und Enten, doch gewürzlos, wie die Speisen waren, wurde ihnen nur wenig zugesprochen. Dann bereiteten uns die biedereren Wirtsleute Strohsäcke, auf denen wir in unsere Decken und Mäntel gehüllt den ersehnten Schlaf suchten, während der Nachtwind unheimlich durch die undichten Fenster und das Dach piff. Allein, da er uns von zahlreichen kleinen, unbetenen Gästen beneidet wurde, war die Nacht wenig erfreulich.

Sobald es anging, wurde aufgestanden und die Morgenreinigung in türkischer Weise vorgenommen, indem bei dem Mangel des Waschbeckens der eine dem andern das Wasser über die Hände giessen musste. Eine Tasse des heissen, süssen Kaffees, den man in Griechenland trinkt, erfrischte die Lebensgeister zu neuer Thätigkeit. Prof. Dörpfeld war mit seinem Gehilfen schon früh wieder bei seiner Aufgabe, mit Mass und Lot die aufgedeckten Baulichkeiten auf dem Papier festzulegen. Währenddessen bestiegen wir übrigen unter Führung Prof. Ritschersons den ziemlich steilen Burghügel Alt-Eretrias, der zur Beherrschung der Küstenebene wie geschaffen ist. Es war schon um 7 Uhr morgens rechtschaffen heiss, so dass die Besteigung manchen Tropfen Schweiss kostete. Dafür aber wurden wir oben auch durch jenen herrlichen Rundblick auf Meer, Gebirge und Ebene belohnt, wie er bei der vorzüglichen Städteanlage der Griechen dem Reisenden fast überall begegnet. Auf der Burg selbst sind mannigfache Mauerreste vorhanden. Die ältesten Bestandteile, denen von Tiryns und Mykene

gleichend, sind aus gewaltigen polygonalen, unbehauenen Felsblöcken zusammengesetzt und erscheinen wie für die Ewigkeit erbaut, während die Turmreste mit ihrem festgefügtten Quaderbau, die Thorschwellen und Treppeneingänge einer späteren Epoche angehören. Zwei lange, jedoch nur streckenweise zu verfolgende Mauern laufen vom Ost- und Westrand der Burg hinab und deuten mit den noch am Strande sich hinziehenden Mauerlinien darauf hin, in welcher Weise die Ober- und Unterstadt mit einander in Verbindung gesetzt war.

Aber, wenn wir noch an demselben Tage Athen wieder erreichen wollten, so wurde es Zeit zur Rückfahrt. Diese wurde um 12 Uhr angetreten, und da uns der Wind diesmal günstig war, so waren wir in einer Stunde wieder auf dem Festlande. Da der Rückweg in derselben Weise vollführt wurde, so bot er des Bemerkenswerten nichts. Glücklicherweise erreichten wir noch den 8 Uhrzug in Kephisia, so dass wir abends um 9 wieder in unserer Behausung anlangten. Um einen Begriff von der Billigkeit dieser Art Reisen zu geben, mag noch hinzugefügt werden, dass dieser Ausflug einem jeden eine Ausgabe von 22 Drachmen d. h. beim damaligen niedrigen Curs von 11 M. verursachte.

---

### 3. Delphi und Olympia.

Bedeutung des delphischen Orakels. — Neuere Ausgrabungen der Franzosen. — Reise nach Delphi. — Itēa. — Ritt nach Kastri. — Landschaftliche Schönheit. — Beschreibung der antiken Orakelstätte. — Grabungserfolge. — Die Skulpturen vom Schatzhause der Knidier und der Athener. — Inschriften. — Apollöhymnus. — Museum. — Weg nach Arachowa. — Abstieg nach Itēa. — Ausbleiben des Dampfers. — Überfahrt nach Akrata. — Griechische Gastlichkeit. — Patras. — Reise nach Olympia. — Rückblick auf die Geschichte Olympias. — Frühere Ausgrabungen. — Ernst Curtius und der Kronprinz Friedrich Wilhelm. — Die deutschen Ausgrabungen. — Blick auf die Landschaft. — Das Museum. — Erster Blick auf die Trümmer. — Gymnasion und Palaestra. — Eintritt in die Altis. — Das Heräon. — Die Exedra des Herodes Atticus. — Die Schatzhäuser. — Das Stadion. — Die Echohalle. — Der Zeustempel. — Philippeion, Pelopeion, Zeusaltar. — Römische Baulichkeiten. — Buleuterion, Leonidaion, Theokoleon. — Blick vom Kronoshügel.

Zu den bedeutsamsten Institutionen des antiken griechischen Lebens gehörte unzweifelhaft der Dienst des Licht- und Kulturbringers Apollo in der Mitte des eigentlichen Hellas. Zwar hatte auch Dodona in Epirus in den ältesten Zeiten als Sitz eines Zeusorakels einen berühmten

Namen, den man bis in die hellenistische Epoche mit Achtung nennt, aber in den historischen Zeiten wurde sein Ruhm weit von Delphi überstrahlt, das wir von der Schule her als einen nationalen Einigungspunkt der weit zerstreuten Griechen zu betrachten gewohnt sind. Denn hier hatte nicht bloss, wie an zahlreichen anderen Orten sonst noch, der ewig jugendliche, blondgelockte Sonnengott als Besieger des die Unkultur kennzeichnenden Drachens Python seinen wichtigsten Sitz, sondern mit seinem Tempeldienst war zugleich eine Orakelstätte verbunden, deren Diener durch weit verzweigte Verbindungen diesseits und jenseits des Mittelmeeres und seiner Teile am besten in der Lage waren, auch in politischen Dingen wohlwogenen Rat und nützliche Winke zu erteilen. Die Gelegenheit, ihre Erfahrungen zu sammeln und zu erweitern, bot sich nicht bloss bei den zahlreichen weniger bedeutenden Festen dieses Gottes, welche die nächste Nachbarschaft zu feiern imstande war, sondern mehr noch bei den sog. pythischen Spielen, die alle vier Jahre nächst den bekannteren des olympischen Zeus im Alpeiothale die Stämme der Griechen „zum Kampf der Wagen und Gesänge froh vereinte.“ Dass bei diesem Anlass neben den politischen Verhältnissen auch die des Handels erwogen, alte Verbindungen befestigt und neue geknüpft wurden, liegt ausserordentlich nahe und ist vielfach durch Nachrichten beglaubigt. Unter solchen Umständen wurde das Orakel nicht nur von Griechen befragt, sondern auch, wie man an dem Beispiel des Krösos von Lydien ersieht, von Barbaren. So bildete Delphi einen durch den Amphiktyonenbund der hervorragendsten griechischen Staaten jeglichen Stammes in seiner Unverletzlichkeit geschätzten politisch-nationalen Mittelpunkt des gesamten Griechentums. Es ist daher kein Wunder, wenn alle, die dem Apollo sich verpflichtet fühlten, in echt griechischer Weise ihrem Danke durch Weihgeschenke jeder Art und aus jedem Material Ausdruck verliehen. Und wie in Olympia die mächtigsten Staatsgemeinden sich besondere Schatzhäuser errichteten, in denen sie ihre Weihgeschenke und ihre materiellen Mittel unterbrachten, mit denen ausgerüstet sie sich würdig an der Feier der Olympien beteiligen konnten, ebenso war es auch in Delphi der Fall. Das gewöhnlichste Weihgeschenk waren Statuen entweder des Gottes selbst, den immer von neuem darzustellen die Künstler aller Zeiten nicht müde wurden, oder solche, die auf die Veranlassung der Dankesgabe Bezug nahmen, wie z. B. ein Viergespann, gespendet von einem Sieger im Wagenrennen. Vergegenwärtigt man sich einmal die lange Reihe der Jahrhunderte, in denen Delphi in dieser Weise



ausgezeichnet wurde, und zugleich die in der Natur des griechischen Volkes liegende Neigung, allen Äusserungen des Dankes eine höhere, künstlerische Weihe zu geben, so wird man nicht mehr über die unendliche Reihe der Kunstwerke staunen, welche der antike Bädeler des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, Pausanias, in seinem Reisehandbuch noch als vorhanden anzuführen imstande war, selbst nachdem der Kaiser Nero bereits 500 der schönsten Statuen hatte wegschaffen lassen und die Tempelschätze durch die Plünderungen des Philomelos (zur Zeit Philipps von Macedonien) und Sulla schwere Einbusse erlitten hatten.

Bei dieser hervorragenden Bedeutung des delphischen Heiligtums in politischer und religiöser Hinsicht behielt der Name Delphi zu allen Zeiten des wiedererwachten philologisch-archäologischen Studiums einen besonders hellen Klang und liess den Wunsch, die untergegangene Orakelstätte wieder ans Tageslicht zu befördern, nicht zur Ruhe kommen. Das Verdienst, hierzu wesentlich beigetragen zu haben, gebührt einem deutschen Gelehrten, wie hier im Hinblick auf die modernen französischen Ausgrabungen hervorzuheben nicht vergessen werden soll. Es war H. N. Ulrichs, der durch seine „Reisen und Forschungen in Griechenland“ 1840 das Interesse an der uralten Kulturstätte von neuem erweckte und belebte. Doch, da das heruntergekommene, arme Griechenland nicht in der Lage war, mit eigenen Mitteln auf kostspielige Ausgrabungen sich einzulassen, so blieb den Franzosen die Ehre der Aufdeckung. Diese Arbeit gestaltete sich deshalb so schwierig, weil sich über dem Boden des antiken Delphi ein modernes Bauerndorf Kastri mit seinen Häusern und Hütten erhob, die erst allmählich weiter westwärts verlegt werden mussten, wenn man zum eigentlichen Ziele der Grabungen, dem Apolloheiligtum, gelangen wollte. Da diese Bedingung erst in den letzten Jahren erfüllt ist, so brachten die von den Franzosen P. Foucart und C. Becker 1860/61 unternommenen Arbeiten keine grundlegenden Erfolge, wenn auch die Wissenschaft durch die Auffindung zahlreicher Inschriften segensreich gefördert wurde. Als aber der deutsche Forschergeist von E. Curtius in die rechten Bahnen geleitet und durch die gütige Fürsprache des Kaisers, damaligen Kronprinzen, Friedrich wirksam gefördert, in Olympia seine grossen Triumphe gefeiert hatte, geizte auch die französische archäologische Schule in Athen nach gleichem Ruhme und ruhte nicht eher, als bis ihr 1893 von der Deputiertenkammer 500 000 Fres. zum Zwecke von Ausgrabungen auf dem Gebiete von Delphi bewilligt wurden. Seitdem

waren die Franzosen, deren Arbeit auch vorher nicht geruht hatte, auf dem Boden von Kastri in emsiger Thätigkeit, und wenn auch ihre Bemühungen früher die nötige Gründlichkeit und Genauigkeit vermissen liessen, welche jene deutschen Ausgrabungen auszeichnen, so sind sie doch in neuester Zeit planmässiger und unter dem Beistande eines Architekten vorgegangen. Was sie auf diesem denkwürdigen Boden bisher geleistet haben, reicht zwar an die Ergebnisse Olympias nicht heran, immerhin aber ist ein so grosser Teil des antiken Heiligtums aufgedeckt worden, dass es nicht nur lohnt, ihre Arbeiten anzusehen, sondern sogar Pflicht ist für denjenigen, dem es vergönnt ist, den Boden Griechenlands in unsern Tagen zu betreten. Aus diesem Grunde benutzte der Verfasser gern die Gelegenheit einer sachkundigen Reisebegleitung, die sich ihm Ende October in der Person eines jüngeren deutschen Gelehrten bot, der seine Studien ebendort und in Olympia abschliessen wollte.

Die Reise nach Delphi kann heute, gerade wie im Altertum, zu Lande und zu Wasser unternommen werden. Im ersteren Falle stehen dem Reisenden keine modernen Beförderungsmittel zur Verfügung, da eine Eisenbahn die Mitte Griechenlands noch nicht durchquert. Es empfiehlt sich daher der Wasserweg, den man auf einem Dampfer der zahlreichen griechischen Dampfergesellschaften zurücklegen kann. Man muss dabei allerdings die europäischen Ansprüche an Sauberkeit und Pünktlichkeit, die wir an unsere Schiffe stellen, fallen lassen, dafür aber entschädigt bereits die Abfahrt aus dem geräumigen Hafen des Piraeus, wo von allen Seiten bekannte Stätten, wie Munychia, Salamis und Aegina unser Auge begrüessen und uns in diejenige weihvolle Stimmung versetzen, die für eine Reise nach dem sagenumwobenen Delphi Grundbedingung ist. So führt uns denn der Dampfer über die Wellen des saronischen Busens hinweg, nahe der engen Stelle zwischen Salamis und dem Festlande vorüber, wo im September 480 die griechische Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Gewandtheit über barbarische Uebermacht den Sieg davontrug, und immer näher treten die Berge des Peloponnes, bis sich das Land zum Isthmos verengt, den wir nun auf dem endlich vollendeten Kanal von Korinth langsam durchfahren können. Ist es Nacht, so huschen die Schatten des Schiffes bei der elektrischen Beleuchtung wie Geister an den Wänden des Kanals entlang. Jenseits türmen sich links hinter der korinthischen Küstenebene die Gipfel der arkadischen Bergriesen Erymanthos und Kyllene empor, während wir zur Rechten den Helikon und Kithäron eine Strecke behalten — nackte,

starre Felsen ohne jegliche Krume Erde und deshalb ohne jegliche Vegetation, die Signatur fast aller Gebirge Griechenlands. Endlich winkt von weitem ein schneebedecktes Haupt; wir ahnen, dass es der Parnass ist, der höchste Gipfel Mittelgriechenlands (2500 m). Zu seinen Füßen biegt die Küste des korinthischen Busens tief nach N. in das Land ein und bildet einen Einschnitt, der nach der an der Spitze liegenden Stadt Busen von Itea genannt wird. Hier landen wir nach im ganzen zwölfstündiger Fahrt. Herrlicher Sonnenschein ruht auf Meer und Land und lässt die Umrisse des Geländes, die Farben und Bepflanzung des Bodens auf das deutlichste hervortreten. Itea, der Hafenplatz des an der Stelle des alten Amphissa liegenden Salona, zählt zwar nur 750 Einwohner, aber da sich das ganze Leben am Hafen abspielt, so erweckt der Ort den Schein eines weit volkreicheren Städtchens. Schnell ist der Handel mit dem Agogiaten, der die Pferde vermietet und begleitet, geschlossen, und nun geht es nicht etwa hoch zu Ross — denn die Pferde sind nur klein — und auch nicht im Galopp — denn die Pferde sind nur gewohnt, sich schrittweise zu bewegen — dem ersehnten Ziele zu.

Das Auge sucht es schon lange und hat es endlich entdeckt: dicht unter dem Parnass — so scheint es — sieht man eine Anzahl menschlicher Wohnungen, die wie an den Felsen angeklebt erscheinen, und fast will es uns dünken, dass es unmöglich sei, den steilen Pfad auf unsern Rossen zu erklimmen. Doch so unscheinbar sie aussehen, so sicher und erprobt legen sie den Weg zurück. Zunächst geht es auf einer modernen Landstrasse durch das weite Thal, das sich hier rings um den genannten Busen öffnet, wohl eine Stunde lang durch fruchtbare, hauptsächlich mit Wein und Oliven bepflanzte Felder, bis sich der Weg teilt und links in die Berge zu dem antiken, durch den letzten heiligen Krieg bekannten Amphissa führt, während sich rechts die Fahrstrasse zu dem Felsenneste Delphi in angemessenen Windungen emporschlängelt. Wir aber vertrauen unsern Pferden und schlagen einen schmalen, stark ansteigenden Pfad ein, der teilweise treppenartig in den Felsen hineingehauen ist und zunächst zu dem freundlichen, halbwegs zum Ziele gelegenen Dorfe Chryso führt, der Stätte des vielgenannten Kirrha oder Krissa. Immer den Blick nach oben zum Parnass richtend, vergessen wir die Gebrechlichkeit unserer Saumtiere, die, sicheren Taktes sich den Platz für den Huf erspähend, uns schrittweise, doch stetig bergan tragen, wobei der Reiter besonders auf die Innehaltung des Gleichgewichtes zu achten hat, das bei jeder Änderung

der Stufen und des Weges gefährdet wird. Endlich treten die von unten nur unklar erkannten Wohnstätten des Dorfes Kastri mehr und mehr hervor, während der Gipfel des Parnasses allmählich unsern Blicken entwindet, um durch die steile Felswand der Phädriaden verdeckt zu werden. Noch eine letzte, fast senkrecht erscheinende Erhebung ist zu überwinden, und die Dorfstrasse der modernen Ansiedelung, rechts und links von Häusern und Häuschen aus Lehmziegeln begleitet, ist erreicht. Wir wissen es, wir sind der geweihten Stätte nahe. Darum gönnen wir uns im Hause des ehemaligen Antikenwärters, der den archäologischen Reisenden eine leidliche Unterkunft gewährt, nur soviel Zeit, um unser Gepäck unterzubringen, dann geht es in schnellem Schritte auf der neuen Landstrasse nördlich, wo ein Felsvorsprung uns noch den ersehnten Anblick verdeckt. Unter einer hoch über die Strasse hinwegragenden Rinne, durch welche der Ausgrabungsschutt in die zur Seite sich öffnende Schlucht hinabbefördert wird, biegen wir um die Ecke der Strasse und geniessen nun in vollen Zügen das Panorama, das sich den Blicken eröffnet.

Man denke sich eine auf drei Seiten von hohen, schroff aufsteigenden Felsen (den Phädriaden) umgebene Alpenlandschaft, die sich terrassenförmig vom Fusse der Felswand zu dem ebenfalls steil abfallenden Thale des Pleistos herabsenkt, das die vierte Seite des Bildes begrenzt, während es jenseits dieser Schlucht durch den flachgestreckten, nur 1270 m hohen Kirphis abgeschlossen wird. Am Nordende der Phädriaden macht sich ein dunkler Streifen bemerkbar; es ist der schmale Spalt, in dem sich die Feuchtigkeit des Gebirges zu der vielbesungenen Quelle Kastalia sammelt, deren Gewässer in einer tief eingerissenen Rinne zum Pleistos-Thale herabstürzen, schon von weitem kenntlich durch die sonst mangelnde Vegetation, die in Gestalt von Ölbäumen und grünem Gesträuch den ganzen Einschnitt vom Quell bis zur Mündung geleitet. Lässt man aber den Blick rückwärts schweifen, von wo wir kommen, so fällt er auf die blitzende Fläche des Busens von Salona, auf die fruchtbare Ebene, die wir durchschritten, auf die dunkler gefärbten Umrisse der peloponnesischen Berge und endlich auf die Bergriesen des alten Aetoliens. Ruht auf dieser Landschaft, wie es uns zu teil ward, ein blauer Himmel mit klarem, warmem Sonnenschein, so bietet sie einen der erhehendsten Genüsse, den das Auge haben kann, besonders, wenn die Sonne jenseits der ätolischen Berge zurüste geht und das sinkende Abendrot die Gipfel in Farben taucht, die die Feder nicht zu beschreiben vermag.

Aber nachdem wir uns an dem landschaftlichen Bilde hinreichend gesättigt haben, fassen wir nunmehr auch die Senkung selbst ins Auge, auf der der antike Ort sich ausdehnte. Wir sehen zunächst, wie die heutige Landstrasse das alte Stadtgebiet quer durchschneidet, um dann ganz hart an den Felsen entlang und zur Seite der Peistosschlucht nach Arachowa zu weiter zu verlaufen. Dies ist der enge Weg, die sog. Schiste, auf dem einst der erzürnte Gott auf die erschreckten Gallier 279 v. Chr. mit Blitz und Donner, Schneesturm und Hagel-schlag hereinstürmte, um sie mit eigener Hand von seinem Heiligtum fernzuhalten, und sie in den Abgrund stürzte, ein Ereignis, das bekanntlich als Veranlassung zu der Komposition des berühmten Apoll von Belvedere bezeichnet wird. Zur Linken aber sehen wir, wenn wir nun auf dieser Strasse vorwärts gehen, die Ausgrabungsarbeiten der Franzosen, die noch immer durch einzelne Bauernhäuser der Kastrioten behindert sind — doch ist man eifrig bei der Arbeit, auch diese abzubauen —, während zur Rechten einzelne Ruinen den Boden der antiken Ortschaft andeuten. So gelangen wir zu der Schlucht und dem Brunnenhause der oben genannten Kastalia, und da auch wir, wie die Pilgerzüge, die sich von Norden her zum Heiligtum bewegten, von hier aus den geweihten Boden der heiligen Strasse betreten, so wollen wir es mit dem Dichter des pythischen Spruches halten, der die Forderung ausspricht:

Rein von Herzen betritt den Tempel des lauterer Gottes,  
Wenn Dir der heilige Quell eben die Glieder benetzt!  
Gutem Pilger genügt ein Tropfen, aber dem Bösen  
Wünsche das Weltmeer selbst nicht die Verschuldung hinweg.

Gleich bei der Kastalia beginnt die heilige Strasse, welche zu dem Heiligtum des Apollo führte, zu steigen. Noch sind an zahlreichen Stellen die alten, des bequemen Anstiegs wegen mit Rillen versehenen Kalksteinplatten des Fussbodens an Ort und Stelle, wie man das sonst auch z. B. in Eleusis beobachten kann. Der Tempel und die Orakelstätte des Apollo mit ihren zahlreichen Baulichkeiten bildeten einen eigenen grossen, viereckigen Bezirk, der von einer besonderen Mauer umgeben war. Von dieser Mauer, die aus gewaltigen, polygonalen Steinen aufgeführt war, sind mehrere Reste blossgelegt, doch ist sie nicht mit der Stützmauer derjenigen Terrasse zu verwechseln, auf der der Tempel selbst lag. Zu dieser Terrasse führt der Weg langsam in Windungen etwa 5 Minuten empor und wird auf beiden Seiten von den Basen der Weihgeschenke und den Fundamenten der Schatzhäuser

ununterbrochen begleitet. Zur Rechten hat man, von Unbedeutendem abgesehen, die Fundamente von den Weihgeschenken der Lacedämonier und Argiver, während zur Linken die Schatzhäuser (d. h. kleine, tempelartige Bauten mit einer zweisäuligen Vorhalle) der Sycionier, der Knidier, Bötier, Athener und die Halle der Athener liegen, die sie aus Freude über den Salaminischen Sieg ca. 480 v. Chr. erbaut haben. Auch die sog. Säule der Naxier mit grossem ionischen Kapitäl fand man hier, durch deren Inschrift den Naxiern das Recht der Befragung des Orakels an erster Stelle bestätigt wird, und die zu ihr gehörende sonderbare Marmorsphinx. Dann betritt man die Stufen der breiten Haupttreppe, welche zu dem Tempel selbst emporführte, dessen fein geglättete, inschriftenbedeckte Stützmauer aus braunem Poros zugleich die Rückwand der Stoa der Athener bildet. Von dem in dorischer Bauart aufgeführten Tempel selbst sieht man nur die Fundamente und Säulenstümpfe. Er wurde, nachdem ein älterer Bau durch Feuer vernichtet war, bekanntlich von dem aus Athen vertriebenen Geschlecht der Alkmäoniden unter starker Verwendung des hier kostspieligen Marmors um die Wende des 6. Jhrh. v. Chr. erbaut. Beide Giebelfelder waren mit Skulpturen geschmückt: im östlichen waren Apollo, Artemis und ihre Mutter Leto, die neun Musen und der untertauchende Helios dargestellt; im westlichen der gleichfalls in Delphi verehrte Dionysos und die Thyaden (Bacchantinnen). An den darunter befindlichen Balken befanden sich an der östlichen Seite die von den Athenern nach der Schlacht von Marathon gestifteten goldenen Schilde; westlich und südlich die einstmals zum Andenken an die glückliche Abwehr der Gallier 279 hier aufgehängten Langschilde. Im Vorhof des Tempels waren die von den sieben Weisen herrührenden Sprüche wie Γνωθὶ σεαυτόν (Erkenne Dich selbst) und Μηδὲν ἄγαν (Halte Mass) eingegraben. Im Innern des Tempels sah man den berühmten Omphalos, einen halbeiförmigen Stein, der die Mitte der Erdoberfläche bezeichnen sollte, weil an ihm die beiden Adler zusammengetroffen seien, die Zeus von den beiden Weltenden aus fliegen liess. In einem besonderen, ἄδυτον genannten Raume öffnete sich ein Spalt, aus dem betäubende Dämpfe emporstiegen. Das war der Orakelschlund, über dem der goldene Dreifuss mit dem Sitze der weissagenden Pythia stand, deren nur den Eingeweihten verständliche Laute von den Priestern in hexametrische Form gebracht wurden. Von dem allen sieht der Besucher nur noch den Grundriss des Tempels, er erkennt die Vorhalle, die Cella und das Hinterhaus, kann zwischen den Säulenstümpfen den ganzen Bau

umschreiten und von den zahlreichen unterirdischen Kammern Kenntnis nehmen, in deren einer man das oben erwähnte Adyton zu erkennen glaubt. Ausser dem Apollotempel befinden sich auf dieser Terrasse noch andere Bauten, zum Teil aus römischer Zeit, wie die Anwendung der Ziegel im Gegensatz zu der sonstigen Benützung des örtlichen Kalksteins darthut, darunter eine umfangreiche Exedra (halbrunde Nische).

Zu den übrigen noch höher gelegenen, schon aus früherer Zeit bekannten Bauten: der Lesche der Knidier (Versammlungsort der knidischen Landsleute), die Polygnot einst mit Gemälden geschmückt hatte, dem Theater, von dem Cyriacus von Ancona im 15. Jhrh. noch 33 Sitzreihen zählte, und dem auf der obersten Terrasse liegenden Stadion sind die Franzosen noch nicht vorgedrungen; sie sind daher noch in dem Zustande, in dem sie die alten und neuen Forscher gesehen und beschrieben haben. Der heutige Reisende aber ist in Delphi völlig auf sein Gedächtnis angewiesen, da jede Benutzung des Zeichen- und Schreibmaterials von den Franzosen streng verboten ist; auf Schritt und Tritt wird er von einem Antikenwächter, sobald er das Ausgrabungsgebiet betreten hat, begleitet.

Sind somit die Ausgrabungen der Franzosen von ausserordentlichem Glück begünstigt gewesen und architectonische Schätze zu Tage gefördert worden, von deren Vorhandensein man keine Ahnung hatte, so ist doch andererseits manches ausgeblieben, worauf man mit Recht hoffen durfte. Denn während die olympischen Funde das unzweifelhafte Originalwerk eines der grössten Bildhauer, den Hermes des Praxiteles, aufzuweisen haben, sind von den Tausenden der einst in Delphi vorhandenen Bildsäulen keine nennenswerten Reste auf uns gekommen. Abgesehen von einem hochaltertümlichen Apollo mit der Inschrift eines argivischen Künstlers, der sich damals im Schuppen des Ephoriegebäudes befand, der bereits erwähnten Sphinx der Naxier und mehreren Torsen anderer Bildwerke ohne besondere Bedeutung ist bisher leider nichts gefunden und wird auch wohl kaum etwas Neues zu Tage treten, so stark ist hier von unbekannter Hand aufgeräumt worden.

Von der grössten Wichtigkeit aber für die Kunstgeschichte sind die bei der Freilegung der Schatzhäuser ans Licht gezogenen Skulpturen, unter denen besonders zwei hervorragen. Zunächst der gesamte Schmuck des anfangs den Siphniern, neuerdings den Knidiern zugewiesenen Schatzhauses aus parischem Marmor, der ebenfalls vorläufig in dem Hofe des Ephoriegebäudes stand und gerade von dem französischen Architecten aufgenommen und gezeichnet wurde. Man wird

ihn ganz wiederherstellen können. Seine Formen sind altionisch, und die Farben haben sich zumteil erstaunlich frisch erhalten. Der eine Giebel scheint gefunden zu sein. Er stellt in noch befangenem Stil den Dreifussraub des Herakles dar: In der Mitte steht Athene und fasst Herakles wie Apollo, um sie auseinander zu halten. Hinter Apollo sieht man zwei Frauen, ohne Zweifel Leto und Artemis, und ausserdem das Gespann, mit dem er gekommen ist. Der Fries übertrifft alles bisher von altgriechischer Reliefkunst Bekannte durch die Trefflichkeit der Erhaltung der Farben und Bronzeteile z. B. der Schwerter, durch die Feinheit der Ausführung und die ungewöhnliche Lebendigkeit der Darstellung. Auf der einen Schmalseite erkennt man eine Götterversammlung auf Stühlen in lebhafter Bewegung, darunter Leto, Artemis und Apollo; auf der anderen einen Heroenkampf, in der Mitte eine Leiche und zu beiden Seiten der Helden je ein Viergespann. Auf der einen Langseite ist ein Kampf zwischen Giganten und Göttern dargestellt; unter den letzteren erscheint Kybele auf einem von Löwen gezogenen Wagen. Auf der anderen Langseite bemerkt man das Gespann einer Frau, die im Herabsteigen begriffen energisch die Zügel anzieht. Die berufenen Kenner der griechischen Plastik setzen die Zeit dieses Baues an das Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. Nicht minder gut erhalten und von nicht geringerer künstlerischer Bedeutung sind die Skulpturen des Schatzhauses der Athener. Auch sie sind aus parischem Marmor und stellen die Thaten des Herakles und Theseus, Amazonen- und andere Heldenkämpfe dar. Da inschriftlich bezeugt ist, dass dieser Bau nach der Schlacht bei Marathon errichtet wurde, so bilden sie für andere einen wichtigen Vergleichungsmassstab und haben bereits dazu geführt, die sonst in das 6. Jahrhundert versetzten, in München befindlichen Skulpturen vom Athenetempel auf Ägina nunmehr dem Ende des 5. Jahrhunderts zuzuweisen.

Dies sind die bedeutendsten Bildwerke, die durch die Ausgrabungen in Delphi zu Tage gefördert sind. Am ergiebigsten aber sind diese durch die Inschriften geworden, deren man nicht weniger als 1500 gefunden hat. Die ganze Rückwand der Stoa der Athener z. B. ist mit Inschriften noch heute bedeckt. Den hauptsächlichsten Inhalt bilden die Beschlüsse der Amphiktyonen oder der delphischen Gemeinde, Siegerlisten von den pythischen Spielen und Freilassungen von Sklaven. Ein allgemeines Interesse beansprucht unter ihnen allein die einen Apollhymnus enthaltende, die sich damals ebenfalls noch im Ephorieschuppen befand. Es ist ein vollständiger Pän, als dessen Verfasser



der Athener Kleochares, des Bion Sohn, ermittelt ist, und der einen neuen Zug aus der Apollologende wiedergiebt; voran geht ein Ehrendekret der Delphier für den Dichter. Am wichtigsten aber sind die von Musiknoten begleiteten Stücke, denn sie bilden die sichersten und umfangreichsten Proben, die wir überhaupt von der griechischen Musik besitzen. Nach dem Charakter der Buchstaben hat man die Abfassung dieses Hymnus um 200 v. Chr. angesetzt. Da es der französischen Schule in Athen darauf ankam, etwas den deutschen Funden von Olympia Gleichwertiges entdeckt zu haben, so hat sie gerade diese Entdeckung der Welt mit besonderem Nachdruck verkündet und nachdem der deutsche Gelehrte Weil die Verse des Hymnus vollständig wiederhergestellt und den Rhythmus gefunden und der französische Musiker Reinach die antike Musik in moderne Noten umgesetzt hatte, in einer Festsitzung am 15./27. März 1894 vor dem Könige von Griechenland und der ersten athenischen Gesellschaft zum Vortrag gebracht. Im Dezember desselben Jahres fand eine öffentliche Wiederholung statt, doch versicherten Musikkenner, dass dieses Tonwerk für unsere Ohren eintönig klingt. Nachdem nunmehr der Text und die Noten veröffentlicht sind, wird sich jeder selbst leicht von der Richtigkeit dieses Urteils überzeugen können.

Alle diese Funde waren damals noch in getrennten Behausungen untergebracht; schon aber war der Bau eines eigenen Museums an Ort und Stelle der Vollendung nahe. Es kann sich zwar in Grösse und Schönheit der Ausführung mit dem von Olympia nicht messen, immerhin aber wird man jetzt mit einem Blicke alle die Schätze übersehen können, die wir damals noch an verschiedenen Stellen aufsuchen mussten. Dieser Umstand wird dazu beitragen, auch Delphi in die Reihe der antiken Stätten Griechenlands aufzunehmen, die nicht nur von Archäologen, sondern auch von anderen gebildeten Reisenden aufgesucht werden.

Indem wir diese seltenen Ruinen immer von neuem studierten, auch den nach Arachowa ins Innere führenden Engpass eine Strecke verfolgten und auf diese Weise Trümmer des Tempels der Athena Pronaea und des Gymnasiums in Augenschein nahmen, verrannen die beiden Tage, welche wir dieser denkwürdigen Orakelstätte widmen konnten, nur zu schnell. Dazu kam das herrliche Wetter, die reine, erfrischende Höhenluft und der beständige Anblick einer erhabenen Natur, sodass es uns schwer ward, uns davon zu trennen.

Allein die Scheidestunde schlug; es war Donnerstag, den 9. Novbr. Um 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr früh wurden wir geweckt, um noch im Dunkel der Nacht

den Abstieg zu unternehmen und den etwa um 8 in Itea ankommenden Dampfer zu erreichen, der uns nach Patras weiterbringen sollte. Zwei kleine Saumtiere standen schon bereit, und diesmal von zwei Frauen geleitet, führten sie uns sicher den steilen Pfad wieder hinab. Noch ruhten die Nachtschatten auf den Gipfeln der Berge, bis sie sich allmählich erglühend in den Farben der Morgenröte badeten. Ohne Unfall und Verzögerung kamen wir rechtzeitig in dem kleinen Itea an, aber die erste Nachricht, die uns empfieng, lautete wenig tröstlich. Der Dampfer sei, um neu angestrichen zu werden, in Korinth liegen geblieben; ob dadurch der gedruckt vorliegende Fahrplan über den Haufen geworfen wurde, war der Dampfschiffahrtgesellschaft und dem Agenten in Itea erst recht gleichgültig. Da es unter diesen Umständen ganz unbestimmt war, wann wieder ein nach Patras bestimmter Dampfer anlegen würde, andererseits die Zeit für den Reisebegleiter drängte, so entschlossen wir uns, in einem der zahlreich am Strande liegenden Böte die hier 5 Meilen breite Überfahrt nach dem Peloponnes zu bewerkstelligen, der uns nah erschien und doch so fern war. Bald wurden wir mit einem Schiffer um den Preis von 20 Dr. = 10 M. einig, die wir bei der Aussicht, sonst in dem elenden Itea bleiben zu müssen, gern zahlten, und um  $\frac{1}{2}$  9, nachdem wir den nötigen Vorrat an Brod und Wein erstanden hatten, konnte die Fahrt vonstatten gehen. Die Sonne schien heiss, der Wind war ganz schwach, sodass die Segel fortgesetzt an den Mast klatschten, aber die Wogen des korinthischen Busens gingen hohl. So kamen wir von dem Bootsführer und seinem älteren Sohne gerudert nur langsam vorwärts, während der andere, ein Knabe von etwa acht Jahren, das Amt des Steuermannes versah, so dass man sich unwillkürlich an W. Müllers „kleinen Hydrioten“ erinnern musste. Endlich nach drei langen Stunden, in denen der Seegang, aber nicht der Wind an Stärke zunahm, als wir den Busen von Itea und den Schutz der ihn begleitenden Berge hinter uns hatten, setzte eine frische Brise kräftig ein. Nun legten Vater und Sohn die Ruder beiseite, brachten die Segel in Ordnung und liessen unsere kleine Barke scharf vor den Wind sich legen und über die weissen Schaumköpfe der Wellen hinwegtanzen. So erschienen denn die Umriss der gegenüberliegenden Küste in immer deutlicheren Umrissen, der flache, sanft ansteigende Strand und im Hintergrunde die dunklen Felsriesen des arkadischen Hochlandes. Nach zweistündiger, herrlicher Segelfahrt landete unsere Barke  $\frac{1}{4}$  Stunde etwa westlich von Akrata an der ersehnten Küste. Wir verabschiedeten uns herzlich von dieser biederem

Schifferfamilie, die ohne Aufenthalt, um den günstigen Wind zu benutzen, wieder zu Schiffe ging und bald unseren Blicken entschwand.

Wie wir nun noch so bei unserem Gepäck standen und überlegten, wie wir es am besten zur Station Akrata der Linie Korinth—Patras schaffen sollten, näherte sich uns aus den am Strande errichteten Wohnhäusern ein griechischer Zollaufseher, dem wir stets ein dankbares Andenken bewahren werden. Denn er gab uns einen grossartigen Beweis der in diesem Lande hoch in Ehren gehaltenen Gastfreundschaft, indem er uns nicht nur durch Stellung eines Maultieres aus der Verlegenheit wegen unserer Sachen befreite, sondern uns auch in den Kani am Strande nötigte, wo wir mit ihm, um unsere neue Freundschaft zu besiegeln, einige Gläser jenes mit Harz versetzten Rezinatweines trinken mussten, der übrigens nach der aufregenden Seefahrt ausnahmsweise mundete. Dann liess er es sich nicht nehmen uns persönlich nach der Station zu geleiten und hier für unsere Bedürfnisse zu sorgen, indem er alle Versuche, sich dafür erkenntlich zu erweisen, beharrlich zurückwies und sich nur zur Annahme der dem Griechen unentbehrlichen Cigaretten bewegen liess. Auf diese Weise entschwand die Zeit bis zur Ankunft des Abendzuges von Korinth, den wir um 5 zur Weiterfahrt nach Patras benutzten. Er führte uns beständig an dem Busen entlang durch Korinthenfelder, indem wir auf der einen Seite den Spiegel des Korinthischen Golfes, auf der anderen die arkadischen Berge hatten, über Aegion, dessen antike Hafenanlagen noch heute in Benutzung sind, an der Landzunge von Rhion mit einem verfallenden, venetianischen Fort vorüber endlich zu unserem vorläufigen Ziele, Patras.

Da in den Wintermonaten nur ein direkter Zug nach Olympia abgelassen wurde und dieser erst am folgenden Nachmittag abging, so war der folgende Vormittag der Besichtigung der Stadt gewidmet. Patras, ein Ort von 40 000 Einwohnern, ist der erste Handelsplatz Griechenlands und die grösste Stadt des Peloponnes. Seine Hauptausfuhr sind die Korinthen und Wein. An der Ausfuhr des letztgenannten Artikels hat die deutsche Handelsgesellschaft (Achaja) den Löwenanteil, indem sie die griechischen Weine durch deutsche Küfer behandeln lässt und jährlich etwa 4000 Hektoliter in den Handel bringt. Die Stadt selbst, nach der Zerstörung im Befreiungskriege regelmässig wieder aufgebaut, bietet dem Archäologen nichts Bemerkenswertes. Dagegen verdient die im Hintergrunde aufsteigende venetianisch-türkische Burg besucht zu werden. Von ihr wie von der Spitze der grossen Landungsbrücke geniesst man einen einzig schönen Blick auf das

ionische Meer mit seinen dunklen Inselgruppen, auf die Öffnung des Korinthischen Busens und, auf die kahlen, schroffen, malerischen Felsen des gegenüberliegenden Aetoliens. Das Leben und Treiben in der Stadt ist besonders in der Nähe des Hafens recht lebhaft.

Am Freitag Nachmittag um 4 Uhr bestiegen wir den Zug, der uns in  $5\frac{1}{4}$  St. nach Olympia bringen sollte. Die Bahnlinie führt zunächst stundenlang in der Ebene an dem Golf von Patras und der Westküste von Achaja entlang und bietet abgesehen von dem mitten in Eichwäldungen gelegenen kronprinzlichen Gute Manoladha nichts Erwähnenswertes. In Pyrgos, einer Stadt von 13 000 Einwohnern, hört die Hauptlinie auf, man muss umsteigen und seine Ungeduld noch eine gute Stunde bezähmen. Leider hatte das Wetter umgeschlagen, zunächst machte sich starker Wind, später auch Regen bemerkbar. Doch leuchtete der Mond hin und wieder, als wir endlich die vielbesprochene, heiss ersehnte Stätte von Olympia erreicht hatten. Bald nahm uns der, wenn auch etwas unsaubere, doch leidliche Gasthof Alt-Olympia in seine Behausung auf, und mochte auch der schwache, undichte Bau dem Zuge mehr Zugang gestatten, als uns lieb war, mochte auch der Sturm in der Nacht an den schlecht schliessenden Fensterläden rütteln, als wolle er das ganze Haus forttragen, so beseligte doch das Gefühl, die zweite Stätte, an die sich eine der bedeutendsten Institutionen des alten Griechenlands knüpfte, nunmehr mit eigenen Augen betrachten und demaleinst der deutschen Jugend schildern zu können.

Dass die Anfänge der olympischen Spiele über die geschichtliche Überlieferung hinausreichen und sich in der Dämmerung der Sage verlieren, dass ihr Ursprung auf Götter oder Heroen wie Herakles, Pelops und Lycurgus zurückgeführt wird, dürfte allgemein bekannt sein. Jedenfalls steht soviel fest, dass sie ursprünglich eine elische, dann peloponnesische Veranstaltung Jahrhunderte hindurch waren, ehe sie den Character eines allgemeinen, durch Waffenruhe geheiligten griechischen Nationalfestes annahmen. Hauptzweck war und blieb der Wettstreit körperlicher Tüchtigkeit, mochte sich diese nur an dem einzelnen Manne oder in der Verbindung mit Ross und Wagen bemerklich machen; ein Wettstreit geistiger Art blieb ausgeschlossen, wenn es auch bei der grossen Menge des aus allen Gauen der griechischen Zunge herzuströmenden Volkes nicht ausblieb, dass dieses Beisammensein gelegentlich zur Darbietung geistiger Schöpfungen, wie Dichtungen, Musikwerke und prosaischer Darstellungen aus der Geschichte, Redekunst und Philosophie benutzt wurde. Diese einigende und anregende Bedeutung

des olympischen Festes ging entsprechend dem Sinken der politischen Machtstellung Griechenlands allmählich zurück, doch bestanden die Spiele unter der Römerherrschaft nicht nur ungestört fort, sondern wurden sogar der Anwesenheit oder Teilnahme römischer Imperatoren (Tiberius und Nero) gewürdigt. Auch der allmähliche Übergang zum Christentum vermochte fast ein Jahrhundert hindurch an der Regelmässigkeit dieser Spiele, die alle 4 Jahre zur Zeit der Sommer-Sonnenwende stattfanden, nichts zu ändern, bis Theodosius der Grosse, der noch so manchen anderen wuchtigen Schlag gegen das Heidentum führte, auch hier 394 das Ende brachte. Die folgenden Jahrhunderte des Mittelalters waren nicht danach angethan, zur Erhaltung der grossartigen Baulichkeiten beizutragen, denn die armen byzantinischen Bauern, die am Fusse des Kronoshügels ihre Wohnstätten aufschlugen, waren froh eine so mühelose Gelegenheit zu finden, sich gegen Überfälle eindringender Fremdlinge wie Avaren, Slaven, Albanesen zu schützen. Da wurden denn die alten Mauern ausgeflickt und neue aus den Bruchstücken der verfallenden Gotteshäuser aufgeführt; und indem eine Generation auf den Gräbern der anderen baute, schwere Erdbeben mehrfach das feste Gefüge der alten Bauten lockerten, lösten und zum Einsturz brachten, vollendeten endlich die gewaltigen Überschwemmungen des Alpheus und Kladeos in Verbindung mit den langsam, aber ständig durch Regenwasser vom Kronos hinabgeführten Erdmassen die vollständige Einhüllung der einst so gepriesenen Stätte dergestalt, dass schliesslich nur wenige Trümmer aus der allgemeinen Öde hervorragten.

Trotzdem war der Name Olympia nicht vergessen, und die in der Neuzeit aufgenommenen Altertumsstudien liessen die Sehnsucht nach einer Aufdeckung nicht zur Ruhe kommen. Es ist bemerkenswert, dass es gerade ein Deutscher, nämlich der um die Begründung der Archäologie so hochverdiente Winckelmann war, der den ersten Gedanken einer Ausgrabung fasste. Doch gingen die ersten flüchtigen Nachgrabungen am Zeus-Tempel 1829 von französischer Seite aus und zwar gelegentlich des griechischen Freiheitskampfes, an dem Frankreich bekanntlich beteiligt war. Aber die gründliche und vollständige Aufdeckung blieb dem neuerstandenen Deutschen Reiche vorbehalten. Dankbar haben wir Deutschen hier des noch in hohen Ehren in Berlin an der Universität wirkenden Ernst Curtius zu gedenken. Denn seiner Ausdauer und seiner unbesiegligen Begeisterung verdanken wir allein die Ausführung des Werkes und den Ruhm deutschen Namens auch auf diesem Gebiete. Nachdem er nach längerem Aufenthalt und

umfassenden Reisen in Griechenland 1844 zum Professor in Berlin ernannt war, wurde er von dem Prinzen von Preussen zum Erzieher seines Sohnes, des uns leider so früh entrissenen Kaisers Friedrich III., berufen, und in dieser Eigenschaft pflanzte er seinem erlauchten Zöglinge jenen edlen Sinn für das Schöne und Erhabene ein, der als ein herrliches Erbteil des Vaters auch auf des jetzt regierenden Kaisers Majestät übergegangen, sich so oft in der schönsten Weise geltend macht. Aber immer noch scheiterte die Ausführung des Gedankens an dem Mangel an Staatsmitteln, bis endlich die Niederwerfung und Bestrafung des Erbfeindes vor nunmehr 25 Jahren auch für solche edlen Zwecke die Geldmittel flüssig machte, die der grosse Kaiser auf die warme Fürsprache des Kronprinzen und der deutsche Reichstag in hochherziger Weise zur Verfügung stellten. Doch erst 1874 kamen die darauf bezüglichen Verhandlungen mit dem griechischen Staate zum Abschluss. Der damals in Athen durch den Kaiserl. Gesandten und E. Curtius abgeschlossene Vertrag gewährte dem deutschen Reiche die alleinige Ausgrabung der olympischen Feststätte und die erste wissenschaftliche Verwertung, während die zu machenden Funde selbst Griechenland zu eigen bleiben sollten. So wurde denn in 6 Wintern von 1875 ab mit einem Aufwand von ca. 800 000 M. das weite Festgebiet von seiner mitunter 6 m hohen Bedeckung befreit und in der Weise gesäubert und geordnet, wie es heute selbst in seiner Zertrümmerung das Auge des Besuchers entzückt. Während E. Curtius und der jetzige Geh. Ober-Baurat Adler die Leitung des ganzen Unternehmens in den Händen behielten, waren noch abwechselnd hervorragende Gelehrte und Architecten an der Arbeit beteiligt, unter denen die Herren Hirschfeld, Furtwängler und Treu einerseits, Dörpfeld, Bötticher, Bohn andererseits erwähnt werden mögen.

Der folgende Morgen gewährte zunächst einen Blick auf die Landschaft: ringsum sanfte höher und niedriger aufragende Hügel, die aber nirgends einen schroffen Character annehmen und in angenehmer Weise mit dichtem Unterholz bedeckt sind. Nur nach O. zu heben sich in der Ferne die scharfgezeichneten Ränder des arkadischen Hochlandes ab, aber von dem Meer im W., das kaum 2 Meilen entfernt den Peloponnes mit Sicilien verbindet, kündete nur die Feuchtigkeit der Luft, da ein weiterer Ausblick infolge der hügeligen Beschaffenheit der Landschaft ausgeschlossen ist. Vergeblich suchte daher das Auge vom Gasthof aus die grossartige Trümmerstätte, denn sie liegt in der Tiefe, dagegen lenken nach SW. zwei moderne, hochgelegene Gebäude den

Blick auf sich. Das eine ist ein neues, nach französischem Zuschnitt mit raffiniertem Comfort ausgestattetes Hôtel, das andere kleinere das nach Dörpfelds Plänen auf Kosten des reichen athenischen Banquiers Syngros erbaute Museum von Olympia, ein einstöckiger, tempelartiger Bau.

Da es an dem Wege liegt, der zur eigentlichen Ruinenstätte führt, wird man es wohl zuerst in Augenschein nehmen. Nachdem man eine säulengetragene Vorhalle durchschritten hat, betritt man das weite Mittelschiff, das zur Aufnahme der umfangreichsten Ausgrabungsergebnisse bestimmt worden ist. Hier fesselt den Eintretenden die grade dem Eingang gegenüber und zum Teil noch auf ihrer eignen dreieckigen Basis stehende Nike des Paeonios aus Marmor, die selbst in ihrer trümmerhaften Gestalt den Zauber der Schönheit und Anmut, der Zartheit und Kraft, den der Künstler in sie gebannt hat, deutlich erkennen lässt, während die daneben an der Wand befestigte Photographie einer Vervollständigung durch den Bildhauer Grüttner eine Vorstellung der unzerstörten Statue gewährt, die ungemein ansprechend ist. Die beiden Längsseiten dagegen sind völlig von den von demselben Bildhauer hier aufgestellten Resten der beiden Giebelgruppen des Zeustempels eingenommen, von denen die eine die Vorbereitung zum Wagenwettkampf des Pelops und Oenomaos, die andere den Kampf der Lapithen und Centauren gelegentlich der Hochzeit des Peirithoos schildert. Während in jenem der kopflose Rumpf des Vaters der Götter und Menschen den Mittel- und Höhepunkt bildet, ist es hier die fast vollständig erhaltene Kolossalfigur des Apollo, der mit der Rechten dem wilden Toben Ruhe gebietet. Im übrigen sind die erhaltenen Stücke arg verstümmelt und deshalb in bezug auf ihre Gruppierung auch heute noch auseinandergelassenen Auffassungen vonseiten der Archäologen unterworfen. Die beiden Schmalseiten des Saales sind mit den Resten der Metopen desselben Tempels bedeckt, welche die Thaten des Herakles darstellten. Tritt man nun durch eine der beiden Thüren links oder rechts von der Nike, so gelangt man in einen abgeschlossenen, lichtvollen Hinterraum, der nur ein einziges Kunstwerk enthält. Es ist das Originalwerk des Praxiteles, der Hermes mit dem Dionysosknaben, dessen geringe Verstümmelungen in der gelungensten Weise von Schaper in Gips ergänzt sind. Da lässt man sich denn gegenüber auf einem der bereitstehenden Stühle nieder, und im Anschauen dieses Meisterwerkes versunken rauschen die Jahrhunderte an dem Beschauer vorüber, bis er zu den glänzenderen Zeiten Griechenlands gelangt, denen diese Statue ihren Ursprung verdankt. Und je länger man dies

Kunstwerk betrachtet, durch nichts gestört, um so lebensvoller wird das Götterbild, und es ist, als ob diese edle Jünglingsgestalt nicht aus kaltem Marmor, sondern aus Fleisch und Blut in schönster Harmonie bestehe und in Wirklichkeit dem kleinen Göttersprossen in Liebe und doch in Hoheit zulächle. Die übrigen Räume des Museums enthalten die minder umfangreichen und minder wichtigen, aber um so zahlreicheren Entdeckungen, unter denen die buntbemalten Architekturstücke der Schatzhäuser aus Terracotta, altertümliche Köpfe wie des Zeus und der Hera, und römische Kaiserstatuen, endlich die unendliche Fülle von Werken der Kleinkunst erwähnt werden mögen.

Nachdem so die Phantasie mächtig angeregt und die Spannung erhöht ist, steigt man den Hügel, auf dem das Museum liegt, hinab und betritt einen modernen, aufgeschütteten Landweg, der nach zwei Minuten umbiegend auf eine kleine Brücke führt, auf der man den Kladeos überschreitet. Dieser für das Schicksal Olympias so wichtige Bach hat nur eine mässige Breite, aber sein tief eingerissenes Bett und seine leicht zu beobachtende Neigung, das linke Ufer zu unterspülen, weisen auf jene verhängnisvolle Thätigkeit hin, die er im Verein mit dem breiteren Alpheos ausgeübt hat, in den er sich nicht einen Kilometer abwärts in spitzem Winkel ergiesst. Von der Brücke aus betritt man einen schmalen Hohlweg, dessen Ränder die Höhe der ehemaligen Erdschicht über dem Ruinenfelde und die aufeinander folgenden Phasen dieser Entwicklung noch deutlich erkennen lassen. Dann öffnet sich der Weg, und man tritt auf eine im N. vom 123 m hohen Kronoshügel, auf den anderen Seiten von Erdwällen umrahmte Ebene, die uralte Feststätte mit so zahlreichen Trümmern ehemaliger Herrlichkeit, dass man trotz alles häuslichen Studiums zuerst doch verwirrt den Blick zu Boden senkt. Denn was wir vor uns sehen, ist nicht bloss der Rest der antiken Baulichkeiten aus griechischer Zeit, sondern es ist der Niederschlag alles dessen, was die Jahrtausende an dieser Stätte Grosses und Erhebendes geschaffen und zerstört haben: Fundamente, Säulen, Altäre, Basen, Mauern, Thore, Wasserleitungen. Erst allmählich wird uns die Orientierung klar und wir erkennen, dass der von uns durchschrittene Hohlweg die Südhalle des zur linken noch grösstenteils unter der Erde begrabenen grossen Gymnasiums ist, während sich zur rechten die nicht ganz freigelegte Polaestra mit ihren umgebenden Säulenhallen und dem durch die Rillen im Steinfussboden als Übungsplatz der Ringer gekennzeichneten Raume ausdehnt.



Auf diese Weise über unseren Standort belehrt beginnen wir über ein römisches Propylaeon hinwegschreitend in der Art die Wanderung, dass wir die eigentliche Fesstätte, die 200 m lange und 175 m breite Altis, durch das Nordthor betreten und zunächst die Baulichkeiten am Fusse des Kronoshügels betrachten, an dessen Abhang noch heute der Weg nach Pyrgos einer-, nach Arcadien andererseits entlang läuft. Das erste, was uns hier begegnet, sind die Fundamente des vielfach umgebauten Prytaneions, unter denen die Umrisse des Saales, in dem die olympischen Sieger bewirtet wurden, und der Altar der Hestia deutlich hervortreten. Mehr Aufmerksamkeit dagegen nimmt das unmittelbar daranstossende Bauwerk in Anspruch, das sich durch seine langgestreckte Form und die umgebenden mächtigen Säulenstümpfe als ein altertümlicher Tempel erkennbar macht. Die Säulenstümpfe sind stark verwittert, denn sie sind, wie bei weitem die Mehrzahl der olympischen Bauten, aus dem örtlichen, stark mit Muscheln versetzten Kalkstein (Poros) hergestellt. In der That haben wir es hier mit dem ältesten olympischen, ja überhaupt aller bekannten griechischen Tempel zu thun, dem Heraeon. Es ist ein auf zweistufigem Unterbau sich erhebender dorischer Peripteros von 6 : 16 Säulen. Die merkwürdige Verschiedenheit der Masse, Construction und Kapitäle aller Säulen erklärt sich nach Dörpfeld am einfachsten, wenn man ursprünglich hölzerne Säulen annimmt, die, wenn sie verfielen, aus Stein ergänzt wurden. Die Wände der Cella bestanden aus ungebrannten Lehmziegeln auf einem steinernen Fundamente, und diesem weichen Material verdanken wir die treffliche Erhaltung des praxitelischen Hermes, der nach Pausanias in diesem Tempel aufgestellt war und durch ein Erdbeben von seiner noch heute sichtbaren Basis herabgeworfen wurde. Eine andere in der Cella vorhandene Basis trug wahrscheinlich die Kolossalstatue der Hera, zu der der im Museum befindliche altertümliche Poroskopf der Hera gehörte. Dicht neben diesem interessanten Bauwerk aus ältester Zeit lenkt ein anderes, aus römischer die Blicke auf sich, die sogenannte Exedra des besonders um Athens Ausschmückung sehr verdienten Herodes Atticus. Sie bildete den architektonischen Abschluss einer vom oberen Alpheiothal hergeleiteten Wasserleitung und bestand abgesehen von einem grossen von zwei achtsäuligen Rundbauten flankierten Bassin aus einer sich darüber wölbenden Nische, welche zur Aufnahme der Statuen der kaiserlichen Familie bestimmt war. Schreitet man weiter, so begegnet man mehreren Altären und stösst auf die geringen Überreste des Tempels der Götter-

mutter, des Metroon, von dem vieles zum Bau der byzantinischen Festungsmauer verwandt ist. Ferner reiht sich hier eine ganze Anzahl von Basen aneinander für die sog. Zanes, Broncestatuen des Zeus, die aus den Strafgeldern wegen Verletzung der Kampfesregeln errichtet wurden. Hinter diesen Trümmern erhebt sich ein geebener Terrassenbau, zu dem mehrere Stufen emporführen, die wahrscheinlich der Zeit vor den Perserkriegen angehören. Die Terrasse selbst ist gegen Berg-rutsche seitens des Kronos durch eine lange Futtermauer mit Strebe-peilern geschützt. Auf dieser Terrasse nun erhoben sich einst eine ganze Reihe kleinerer und grösserer Schatzhäuser, die zur Auf-bewahrung der Weihegaben dienten. Sie waren von folgenden Staaten erbaut: Sicyon, Syrakus, Epidamnos, Byzantion, Sybaris, Kyrene, Meta-pont, Megara und Gela. Von allen sind die Fundamente erhalten, aus denen ersichtlich ist, dass sie fast sämtlich aus einer kleinen Cella und einem schmalen zweisäuligen Pronaos mit Antenwänden bestanden. Die Bauglieder, die von einzelnen derselben in der byzantinischen Mauer erhalten sind, bieten zahlreiche bunt bemalte Terracotten, deren oben bereits bei der Beschreibung des Museums Erwähnung gethan ist. Das Schatzhaus von Gela reicht bereits über den Zug der östlichen Altis-mauer hinaus; wir müssen deshalb einige Schritte zurückgehen und die Terrassenstufen herabsteigen, um zu dem Ostende des inneren Fest-platzes zu gelangen. Hier bietet sich dem überraschten Auge ein für Griechenland seltener Bau. Es ist die Wölbung des aus der Altis zum Stadion führenden Ganges, durch den sich die Kampfrichter dahin begaben. Es handelt sich dabei nämlich um die Frage, ob schon griechische Baumeister diese in Griechenland sonst verschmähte Bau-weise angewandt haben oder nicht. Man hat sich dahin entschieden, das Gewölbe, von dem ein Stück von den deutschen Ausgrabern wieder zusammengesetzt ist, mit einiger Wahrscheinlichkeit der römischen Zeit zuzuweisen. Das Stadion selbst ist nicht wie das athenische ganz freigelegt, sondern man hat sich begnügt, die Ablauf- und Endschranke blosszulegen, wodurch man die genaue Bestimmung eines der wichtigsten Längenmasse (στάδιον = 192,27 m) gewonnen hat. Übrigens hatte die olympische Rennbahn keine Marmorsitze, sondern überliess es dem Publikum, auf den teils künstlich aufgeschütteten, teils durch den Kronos-hügel und seine Nachbarn gebildeten Umrandungen sich Sitze zu wählen. Von der Freilegung des südlich vom Stadion gelegenen Hippodroms, den der Alpheios im Mittelalter durchströmte, hat man wegen der unverhältnismässigen Kosten Abstand nehmen zu müssen geglaubt.

Wir kehren daher wieder durch den Stadioneingang in die Altis zurück und schreiten jetzt an ihrer Ostseite entlang. Hier stossen wir zunächst auf die Fundamente der in macedonischer Zeit erbauten Echohalle von fast 100 m Länge, vor der sich eine grosse Anzahl von Basen für Weibgeschenke oder Statuen hinziehen; unter ihnen verdienen die Reste zweier 10 m hoher ionischen Säulen hervorgehoben zu werden, auf denen sich die Standbilder Ptolemaeos II. Philadelphus und seiner Gemahlin erhoben. An die Südecke der Echohallen stossen die Fundamente von Bauten, die den verschiedensten Zeiten angehören und über deren Bestimmung man sich nicht klar ist. Wir wenden uns daher nach rechts um und haben nun die gewaltigen, aus einer Fülle von verschieden gestalteten Basen und Säulentrommeln hervorragenden Trümmer des umfangreichsten aller olympischen Tempel, nämlich des Zeustempels, vor uns. Im 5. Jahrhundert von den Eleern erbaut, erhob er sich auf einer künstlich aufgeschütteten Terrasse als dorischer Peripteros von 13 : 6 Säulen. Die Länge des Fundaments aus Muschelkalk beträgt 64,10 m, die Breite 27,66 m. Die gewaltigen, 10,45 m hohen Säulen, die zum Teil an der Südseite noch so auf dem Erdboden liegen, wie sie das Erdbeben umstürzte, sind aus demselben Material, aber mit weissem Stuck überzogen. Ebenda liegen noch einige gut erhaltene Kapitäle mit schön gezeichnetem Echinus, an der NW-Ecke dagegen giebt ein Eck-Architrav von 5,75 m Länge und 1,75 m Höhe eine Vorstellung von der Grossartigkeit der Bauteile und der ganzen Anlage. Der Boden der umgebenden Säulenhalle ist mit einfachen Flusskieseln mosaikartig gepflastert, doch ist diese Pflasterung an der östlichen Eingangsseite durch einen römischen Marmorbelag überdeckt. Durch eine, durch die Riegellöcher für die ehemaligen Metallthüren markierte, Thüröffnung tritt man in den Pronaos mit zwei Säulen zwischen den Antenwänden. Sein Fussboden zeigt die Reste eines griechischen Tritonenmosaiks, die aber gewöhnlich zur besseren Erhaltung mit Erde bedeckt sind. Die Cella selbst wird durch zwei Reihen dorischer Säulen, deren Stümpfe noch vorhanden sind, in drei Schiffe geteilt, von denen das mittlere bedeutend breiter ist als die beiden seitlichen. Das Mittelschiff zerfällt ebenfalls in drei Abteilungen, von denen die mittlere mit schwarzen Kalksteinplatten mit erhöhtem Rande aus pentelischem Marmor bedeckt war und durch Steinschranken aus Poros sowohl nach vorn dem östlichen Eingang gegenüber wie auch zu beiden Seiten zwischen den Säulen gegen das Publikum gesperrt war. Manche sehen daher in dieser Anlage die Bestätigung ihrer

Annahme, dass der Tempel ein Hypaethraltempel war, der sein Licht durch eine Dachöffnung über diesem Teile erhielt, der also den Zweck gehabt hätte, die von oben eindringenden Niederschläge aufzunehmen und abzuleiten. Die ganze dritte Abteilung dagegen wurde von dem Gegenstücke der Athene Parthenos des Phidias, von der von demselben Künstler aus Gold-Elfenbein hergestellten Kolossalstatue des Zeus von 12,8 m Höhe eingenommen, die auf einer Basis von schwarzen Kalksteinen ruhte, von denen noch zahlreiche Reste an Ort und Stelle vorhanden sind. Für gewöhnlich war dieses herrliche Kultbild, das einer unverbürgten Nachricht zufolge schliesslich nach Konstantinopel gewandert sein soll und von dem uns nur einige elische Münzen eine matte Vorstellung gewähren, durch einen prächtigen Vorhang den Augen des Besuchers entzogen, nur bei festlichen Gelegenheiten wurde er entfernt. Auch konnte das Publikum durch die Seitenschiffe zur Besichtigung des Kunstwerkes näher herantreten. Dem Pronaos entspricht auf der Westseite das offene, nicht durch Gitter verschliessbare Hinterhaus, Opisthodom, von dem aus wohl die oben erwähnten Vorträge und Vorlesungen gehalten wurden.

Auch von den Skulpturen, die einst die Giebelfelder und die Metopen dieses Tempels schmückten, ist bereits die Rede gewesen, so dass es noch erübrigt, von dieser das andere Festgebiet hoch überragenden Stelle aus die noch sonst ins Auge fallenden Denkwürdigkeiten zu betrachten, welche die Altis anfüllten. Zunächst dem Opisthodom erkennt man nahe dem Festthor, das hier die westliche Altismauer durchbricht und noch erhalten ist, in einer kleinen Vertiefung die Stätte des uralten Ölbaums, dessen Zweige zum Kranze gewunden die Stirne des Siegers als einziger Lohn schmückten. Wenden wir uns dann nach der Nordseite des Tempels herum, so fällt uns nahe dem Nordthore ein eigenartiger Rundbau in die Augen, der zum Teil wiederhergestellt werden konnte. Es ist das von Philipp von Macedonien nach der Schlacht von Chaeroneia errichtete Philippeion, dessen äusserer Umgang aus 18 ionischen, dessen innerer aus korinthischen Säulen bestand, deren Mitte die Statuen der makedonischen Königsfamilie schmückten. Weiter östlich erkennt man in einem niedrigen, zum Teil noch mit einer Futtermauer umgebenen und ein Fünfeck bildenden Hügel den heiligen Bezirk des Pelops, das Pelopeion. Nördlich von diesem sieht man die Überbleibsel eines grossen Altars, in dessen Nähe sehr viele kleine Bronze- und Terracottafiguren von rohester Form gefunden sind, dessen Zugehörigkeit aber nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen

ist. Dagegen hat man die Reste des elliptischen Zeusaltars weiter östlich wieder aufgefunden, denn sein heutiger Umfang entspricht noch den Massen des Pausanias. Vor der Ostfront des Tempels, zu dem hier eine Rampe den Aufgang bildet, dehnt sich ein reiches Trümmerfeld von Basen ehemaliger Weihgeschenke aus, unter denen besonders der halbrunde Unterbau der die trojanischen Helden darstellenden Gruppe, ferner die aus fünf grossen Marmorblöcken wieder aufgebaute Basis des Weihgeschenktes des Praxiteles aus Syracus mit Inschrift, dann die aus acht Blöcken bestehende Basis der Nike des Paeonios und endlich die Basis des Stieres von Eretria angeführt werden mögen.

Nachdem wir auf diese Weise eine Übersicht über das weite Trümmerfeld gehalten haben, verlassen wir, uns durch die zuletzt erwähnten Basen hindurchwindend, die Altis, indem wir zunächst die südliche Stützmauer der Terrasse des Zeustempels passieren und dabei auf zwei römische Baulichkeiten stossen: die eine ist der hohe Unterbau, der einst die Reiterstandbilder des Mummius und seiner 10 Legaten trug, die andere der Unterbau eines spätrömischen Triumphthores. Westlich davon stösst man auf die Fundamente eines grossen Gebäudes, das aus einem kleineren quadratischen Mittelraum und zwei längeren Seitenflügeln besteht, die westlich in einer Apsis enden, eine für ein altgriechisches Bauwerk ganz neue Form. Man will darin das Buleuterion erkennen, wo die βουλή von Olympia ihre Beratungen abhielt, und versetzt hierher auch die Statue des Zeus ὄρχιος, vor dem die Kämpfer den Eid ablegten, dass sie die vorgeschriebenen zehnmonatlichen Übungen durchgemacht hätten und sich den olympischen Gesetzen und Kampfregeln unterwerfen wollten. Schreiten wir von hier weiter westlich, so treffen wir die mehr als zur Hälfte ausgegrabenen Reste des Leonidaion, das nach seinem Stifter, dem Eleer Leonidas, den Namen trägt, dessen Zweck aber unbekannt ist. Dasselbe gilt auch, wenn wir nun an der westlichen, noch 1 m hohen Altismauer und dem dreitheiligen Festthor vorübergehen, von dem altgriechischen kleinen Gebäude, in welches später eine byzantinische Kirche eingebaut war; manche wollen darin die Werkstatt des Phidias sehen. Auch die nördlich daran anstossenden beiden Baulichkeiten können nur mit einiger Wahrscheinlichkeit als die Wohnung der Priester, Theokoleon, bezeichnet werden.

Indem wir die kleine Pforte in der Altismauer benutzen, die diesem Gebäude gegenüber liegt und wohl für die Priester bestimmt war, haben wir uns noch einen Genuss zu verschaffen. An der Westecke des Heraeon

erklimmen wir den Vorhügel des Kronos und lassen noch einmal die ganze heilige Stätte mit ihren einzelnen Teilen sich unserer Erinnerung einprägen. Nichts stört uns darin, nur von ferne tönt vielleicht der Schrei eines Raubvogels, das Glöckchen eines Saumtieres auf dem Wege, der nach Pyrgos und Arcadien führt, oder der laute Zuruf des Hirten, der auf der Stätte des ehemaligen Hippodroms seine Schafe weidet, und in der Ferne rauscht der Alpheus, der schnellen Laufes und Inseln bildend dem Meere zuströmt. Da werden denn diese verlassen Stätten vor unserem geistigen Auge, das in die Jahrtausende zurückzuschauen vermag, von neuem von dem opfernden, betenden und bewundernden Volke, von den Läufern, Ringern, Springern und Schleuderern, von den Rossen und Wagen, von den Musikern und Dichtern, von jung und alt aus allen Gauen der griechischen Zunge bevölkert, und wir versinken eine Weile in diese schönen Bilder einer längst vergangenen Culturepoche, bis uns die Strahlen der sinkenden Sonne zum Heimweg mahnen.

---

#### 4. Tiryns und Mykene.

Eisenbahnfahrt von Athen bis Phichtia. -- Weg nach Charwati. — Mykene in Sage und Geschichte. — Die Kuppelgräber, besonders das sog. Schatzhaus des Atreus. — Die Burgmauern und das Löwenthor. — Die Schachtgräber. — Wanderung durch die Burgreste. — Fahrt über Argos nach Tiryns. — Nebeneingang und Hauptthor. — Gallerien und Kammern. — Die Männerwohnung und andere Burgbauten. — Ihre Bedeutung für die Entwicklung der griechischen Architektur. — Die innere Ausschmückung der Wohnungen. — Nauplia.

Für den Aufenthalt des Verfassers in Griechenland war es ein misslicher Umstand, dass ihn die Lage des Urlaubs vom 1. October 1894 bis April 1895 hinderte, an den besonders belehrenden Reisen teilzunehmen, die das Archäol. Institut im April und Mai alljährlich in den Peloponnes und auf die Inseln zu unternehmen pflegt. Er musste daher, so gut es ging, allein und trotz der Jahreszeit die Hauptstätten der griechischen Cultur kennen zu lernen suchen. Unter diesen aber stehen als die ältesten auf griechischem Boden Tiryns und Mykene, die einst vor Argos die sagenumwobene und vom Inachos nebst Kephissos durchströmte argivische Ebene beherrschten, obenan.

Ein heller Januartag führte daher den Verfasser wieder über Eleusis und Megara dicht an dem Strande des saronischen Busens entlang mit der Eisenbahn nach Korinth, von wo eine Zweigbahn nach Nauplia und

Tripolitza abgeht. So rollt man denn südwärts in den Peloponnes hinein und hat die Gebirgsbrücke zu überschreiten, die die Berge der argolischen Halbinsel mit dem Hochlande von Arkadien verbindet. Es sind dieselben Kalksteinberge wie jenseits des Isthmos, doch von anmutigem Grün freundlich belebt, nachdem man zur rechten die allbekannte Bergkuppe von Akrokorinth mit den weithin sichtbaren Zinnen einer venetianischen Burg passiert hat. Wie auch sonst in Griechenland, so begegneten uns auf dieser Strecke nur wenig menschliche Behausungen, es war daher ein besonderer Zufall, dass wir einmal vom Waggon aus die ganze weibliche Bevölkerung eines Dorfes am Bache ihre Wäsche reinigen sahen. Dagegen bietet dieser Teil landschaftlich recht freundliche Bilder, wie wenn man beispielsweise die moderne Kunststrasse tief unten sich emporschlängeln und eine Mühle von Wasserkraft getrieben sieht. Dann vergisst man beinahe, dass man sich in Griechenland und nicht im heimatlichen Mittelgebirge befindet.

Auch an antiken Culturstätten führt die Bahn vorüber: So liegt 20 km von Korinth bei dem Dorfe Chiliomodhi, wo sich die Bahn westlich wendet, der antike Ort Tenea, der uns mit dem berühmten in München aufgestellten altertümlichen Apollo beschenkte, und schon auf der Passhöhe das durch seine alle zwei Jahre stattfindenden Spiele bekannte Nemea, in dem noch heute drei Säulen von der einstigen Pracht des Zeustempels künden. Jetzt beginnt die Thalfahrt, und das Herz beginnt kräftiger zu schlagen: soll uns doch nun der Anblick jenes sagenberühmten Felsens zuteil werden, auf dem einst das gewaltige von Perseus mit Hilfe lykischer Kyklopen angelegte Mykene thronte. Aber wie sich nun das Thal und damit der Blick weitete, schauen wir vergeblich zur linken, denn unter dem Grau, das alle Felsen bekleidet, verschwindet der gesuchte, von zwei anderen höheren Bergen flankierte Hügel, und wir müssen uns vor der Hand mit dem begnügen, was sonst das Auge im Herabfahren überblicken kann. Zu beiden Seiten weichen die Berge immer mehr zur Seite, in der Ferne wieder höher aufragend und mit weithin glänzendem Schnee bedeckt. Geradeaus aber dehnt sich die, gewiss einst einen Meerbusen bildende argivische Tiefebene ohne jegliche Unterbrechung bis zum Meere aus, das gen Süden in den Strahlen der Wintersonne leuchtet und nach Westen von dem schroff über Nauplia emporragenden Palamidhi begrenzt wird.

Endlich halten wir auf der Station Phichtia, und der aus Nauplia beorderte Wagen ist glücklich zur Stelle, in dem wir den weiteren Weg nunmehr zurücklegen wollen. Auf unser Geheiss fährt er langsam

den etwa 25 Minuten langen Damm entlang, der von der Station zu dem kleinen Albanesendorfe Charwati führt, in dem Schliemann 1876 mit seiner neuvermählten, jungen Gattin die ersten, arbeitsvollen Monate der Ausgrabung verlebte. Hier findet man den Wächter, der die Führung zu den Ruinenstätten übernimmt; sein Mienenspiel und ein bisschen Französisch machen ihn auch dem nicht griechisch Redenden einigermaßen verständlich. Erst wenn man unter seiner Führung den etwa 30 Min. dauernden Weg zum 278 m hohen Burghügel von Mykene antritt, gelingt es dem Auge, diesen aus der eintönigen Färbung der Felsen herauszufinden, und während man mit dem schnell vorwärts schreitenden Wächter aufwärts gleichen Schritt zu halten sich bemüht, rauscht die Geschichte dieser denkwürdigen Stätte noch einmal an unserem Geiste flüchtig vorüber. Hier also in dieser von Perseus gegründeten Burg hauste Eurystheus, dem Heracles zum Dienste verpflichtet war. Nach ihm war hier der Wohnsitz der „sacra Pelopis domus“, die Stätte des Bruderkwittes zwischen Atreus und Thyestes, des buhlerischen Treibens der Klytaemnestra und des Aegisth, endlich des Gattenmordes selbst. Weniger dagegen als die Sage weiss die Geschichte von ihr zu melden, nur in den Perserkriegen wird ihr Name hin und wieder erwähnt, 468 v. Chr. aber wurde sie von dem eifersüchtigen Argos zerstört. Seit dieser Zeit hat sich der Zustand der Ruinen, wenn auch eine Ansiedelung aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert nachgewiesen ist, nicht wesentlich verändert, wie sich aus der Beschreibung des Pausanias ergibt.

Das erste, worauf wir bei unserem Aufstieg stossen, sind die Reste einer am Burghügel nach S. sich erstreckenden Unterstadt in Gestalt antiker Mauerstücke und zweier Brunnen. Die bedeutendste Hinterlassenschaft dieses Teiles aber bilden die von Schliemann und der griechischen archäologischen Gesellschaft ausgegrabenen 6 Kuppelgräber, weniger durch die darin gemachten Funde als wegen ihrer besonderen Anlage. Man nannte sie früher deswegen auch „Schatzhäuser“. Zu dem grössten und besterhaltenen, gewöhnlich Schatzhaus des Atreus genannten, führt zunächst von einer künstlich angelegten Terrasse aus ein 6 m breiter und 35 m langer Gang direkt in den Hügel hinein, dessen Wände aus wohlgeschichteten, aber massigen Kalksteinblöcken aufgerichtet sind. Der Eingang zum Grabe hat 5,4 m Höhe und über 2 m Breite und ruft besonders durch seinen Thürsturz Bewunderung hervor, der uns durch seine Mächtigkeit auf das berühmtere Burgthor vorbereitet. Er wird nämlich aus zwei gewaltigen



Steinblöcken gebildet, von denen der innere 9 m lang, 5 m tief und 1 m hoch ist und somit das riesige Gewicht von ungefähr 120 000 kg darstellt. Der über der Thür ausgesparte dreieckige Raum war ehemals durch eine verzierte rötliche Platte verschlossen, von der sich Reste erhalten haben. Die zweiflügelige Thür selbst ist nicht erhalten, wohl aber die Löcher für ihre Angeln. Tritt man durch sie in den halbdunklen Rundbau ein, so macht er mit seinem Durchmesser von 15 m und einer ungefähr gleichen Höhe einen gewaltigen Eindruck, so dass man sich erst allmählich die Frage nach der Art des Aufbaues vorlegt und beantwortet. Und so erkennt man, dass dieses Gewölbe durch 73 Steinringe gebildet ist, die nach oben immer enger und enger werden, bis die letzte Öffnung durch eine Platte geschlossen wurde. An der rechten Seite vom Eingang führt eine kleinere Thür zu einer in den Fels gehauenen Kammer, die jedenfalls zur Aufnahme des Grabmals der wichtigsten Persönlichkeit bestimmt war, während im Kuppelraum die weniger hervorragenden sich befunden haben werden. Der Führer steckt einen Haufen Reisig in Brand, um die Ausdehnung der Kammer zu zeigen. Von einer Ausschmückung haben sich leider nur geringe Reste erhalten, Schatzhäuser waren diese Kuppelbauten auf keinen Fall, da sie ausserhalb des Burgrings liegen. Die Anlage der übrigen Gräber entspricht der beschriebenen, sie sind alle nicht so gewaltig und so wohl erhalten, auch nicht das von Frau Schliemann ausgegrabene und nach ihr benannte, an dem wir jetzt vorüberschreitend uns allmählich der Burg nähern.

Da liegen sie nun vor uns diese Reste der gewaltigen Mauer, und wer sie sieht, muss unwillkürlich der Sage recht geben, die diese grossen unbehauenen, polygonal aneinander gepassten Felsblöcke nicht von gewöhnlicher Menschen Hand hierher gefördert und an Ort und Stelle gelagert sein lässt. Dieses Staunen wächst bei der Erwägung, dass man noch nicht unsere modernen Beförderungsmittel kannte und zweifellos diese Steinriesen allein durch Muskelkraft aufeinander geschichtet hat. Nun biegt der Weg rechts um und nur, indem der Feind sich von rechts und links den Geschossen der Verteidiger aussetzte, gelangte er zu dem berühmten Löwenthor, wo über einem nur aus drei gewaltigen Blöcken zusammengesetzten Thore noch heute die leider an den Köpfen verstümmelten Löwen auf der die dreieckige Öffnung über dem Thore ausfüllenden Platte treue Wacht, nunmehr über die Ruinen halten. Ehemals aber, das sieht man ihrer altertümlichen Form an, waren sie zugleich das Wappen eines fürstlichen Geschlechts, das hier

oben seinen Sitz hatte und von hier aus die argolische Ebene wie die Pässe zum Korinthischen Busen beherrschte. Hinter dem Thor selbst erblicken wir noch heute zur linken die Felsöffnung, in der der Wächter seinen Unterschlupf fand, und ebenso die beiden Vertiefungen, in die der schliessende Thorbalken eingelassen wurde.

Bevor wir aber zur Oberburg heraufsteigen und einen Überblick über die ganze Anlage gewinnen, werfen wir rechts einen Blick auf eine Anzahl von einer runden Steinbarriere, die jetzt nur aus grossen Platten besteht, eingeschlossene Gräber. Während Schliemann diesen Raum anfangs für einen Beratungsplatz erklärte, zeigten sich bei der Ausgrabung 5 senkrecht in den Felsen eingeschnittene, an den Seitenwänden ausgemauerte Schachtgräber, die durch ihren reichen Inhalt wohl eher den Namen von Schatzhäusern verdient hätten. In ihnen wurden nämlich ausser den Gebeinen von weiblichen, männlichen und Kinderleichen eine solche Fülle goldener und anderer kostbarer Schmucksachen gefunden, dass sie heute, angemessen in einem Saale des Nationalmuseums in Athen aufgestellt, einen Hauptziehungspunkt für die Fremden bilden. Denn es liegen dort nicht nur Hunderte von Knöpfen aus Goldblech, sondern auch andere Goldblätter der mannigfachsten Form, auf denen das Hauptmotiv der Ornamentik dieser Culturepoche, die Spirale, der Kreis und die Rosette am häufigsten wiederkehren, ferner fünf Goldmasken, die noch heute das individuelle Gepräge der Gesichter, die sie im Tode bekleideten, zeigen, ausserdem ein ungeheurer Schatz an goldenen und silbernen Geräten, bronzenen und kupfernen Gefässen und Waffen. Besondere Aufmerksamkeit gebührt dem grossen goldenen Diadem aus dem 3. Grabe, an dem noch ein Teil des Schädels klebte, ferner der Dolchklinge mit eingelegter, eine Löwenjagd darstellender Arbeit, dem goldenen Becher aus dem 4. Grabe, dessen doppelten Griff je eine Taube schmückt, endlich dem silbernen Ochsenkopf aus demselben Grabe. Daneben verdienen noch einige ornamentierte Steinplatten, die man Grabstelen nennt, aber nach Dörpfelds Vermutung die Grabdecke bildeten, Erwähnung. Das auf dreien derselben wiederkehrende Motiv ist ein Jagd- oder Streitwagen, darauf ein Mann und davor ein galoppierendes Pferd.

Indem wir nunmehr die Burghöhe zu ersteigen suchen, gelangen wir zu einem grossartigen Überblick über die ganze Ebene bis zum Meere und erkennen zugleich die Dreiecksform der ganzen Burganlage. Hier auf der Höhe stand der Palast, doch von kleineren Formen als der in Tiryns zu besprechende; seine Grundrisse sind noch festzustellen,

ebenso werden die Nebenräume durch eine Anzahl in der Erde steckender Thonkrüge als Vorratskammern erwiesen. Nachdem man noch dem unteren, nach Osten zu liegenden Teile, wo die Dienstleute wohnten, einen Besuch abgestattet und den seit 1888 bekannten unterirdischen Gang, der mit einem ausserhalb der Burg liegenden Wasserbehälter zusammenhängt, durchschritten hat, gelangt man wieder zum Ausgangspunkte zurück.

Der in Charwati haltende Wagen führte dann den Verfasser über Argos nach Tiryns. Die Landstrasse, die diese Verbindung herstellt, ist sehr schmal, so dass kaum zwei Wagen einander ausweichen können. Man passiert dabei zunächst den alten Inachos und dann unmittelbar vor Argos den Charadros, den der Wagen ohne Brücke durchkreuzte. Die Stadt Argos selbst macht, sich lang hinziehend, mit ihren offenen Strassen mehr einen dörflichen Eindruck, obgleich sie mit ihren 10 000 Einwohnern bereits zu den grössten Ortschaften des modernen Griechenlands gehört. Noch heute wird sie westlich von einem Gebirgsausläufer überragt, der auf den alten Einfassungsmauern moderne Befestigungen aufweist, die im Mittelalter und in der Neuzeit sich als echte „Larisa“ (Burg) bewährt haben. Argos selbst, wie der Name schon sagt, in der „Ebene“ gelegen, war eine jüngere Gründung als Mykene und Tiryns. Hier hauste nach der Sage Danaus und sein Geschlecht, dann Temenos und der bekannte Temenide König Pheidon (Sparmann), dem die Einführung eines neuen Mass-, Gewichts- und Münzsystems zugeschrieben wird. In historischer Zeit, nach den Perserkriegen, gewann es endlich die Kraft, die beiden alten Nebenbuhlerinnen zu überwältigen und zu zerstören, und ragte nicht nur durch Umfang und Kopfzahl seiner Bewohner, sondern auch durch seine Kunstschule hervor, aus der Polyclet, der geniale Schöpfer des Goldelfenbeinbildes der Hera im Heraeon, hervorging.

Von Argos nach Tiryns, das östlich des tiefsten Einschnittes des argolischen Busens gelegen ist, sind es noch 7 km. Obwohl nur 18 m über die umliegende Ebene sich erhebend, macht dieser 300 m lange und 100 m breite Kalksteinfelsen einen weit gewaltigeren Eindruck als Mykene. Dies erklärt sich aus der Bauart der Mauern, die aus kolossalen, nur wenig behauenen Blöcken bestehen, deren Aneinanderfügung die Alten den von König Prötos aus Lykien herbeigerufenen Cyclopen zuwiesen. In der That, wenn man erwägt, dass mancher Stein 2—3 m in der Länge und 1 m in der Höhe misst, so möchte man daran zweifeln, ein Werk von Menschenhänden vor sich zu haben. Der ganze Hügel stuft sich ähnlich dem mykenischen von S. nach N. ab, so dass

man auch hier von einer Ober- und Unterburg sprechen kann. Die erstere allein ist es, deren Aufdeckung wir den Nachforschungen Schliemanns und Dörpfelds in den Jahren 1884 und 85 verdanken.

Wer sich, wie wir, der Burg von der Landstrasse, d. h. von W. aus nähert, stösst nicht auf das Hauptthor, sondern auf einen Nebeneingang. Er hat an seinem Ende eine Breite von 2 m und ist in der bekannten altertümlichen Weise durch Überkragen des Gesteins zugewölbt und führt nach wenigen Schritten zu einer in den natürlichen Fels gehauenen Treppe, die jedoch weiter oben zerstört ist und wahrscheinlich im Palasthofe endigte. Sind wir auf dieser Treppe und dem Felsen hier emporgeklimmt, so haben wir zugleich die Mauer durchschritten, welche auf allen Seiten den Formen des Palastes folgt, und geradeaus nach Osten den Burghügel kreuzend gelangen wir zu dem Raum, der hier Palastmauer und Burgmauer in einer Breite von 4,74 m trennt. Hier auf der Ostseite nun finden wir den Hauptaufgang der Burg. Es ist ein Fahrweg mit einer aufsteigenden Rampe von der obenbezeichneten Breite, während der Eingang selbst sich zu 2,5 m verengt. Ob ein Thorverschluss vorhanden war, muss dahingestellt bleiben, da sich weder eine Schwelle noch ein Pfosten gefunden hat.

Gehen wir diese Rampe hinab und beginnen den äusseren Rundgang, so erkennen wir bald, dass Stärke und Bauart der Mauer sehr verschieden ist. Um die Unterburg ist sie allgemein 7—8 m dick und erreicht eine Höhe von 7,5 m. Die Mauer der Oberburg dagegen hat meistens eine Dicke von 5 m, an einzelnen Stellen aber, wo Ecken und Türme vorspringen und Gänge und Kammern angelegt sind, erreicht sie die ausserordentliche Stärke von 17,5 m. Diese letztgenannten Kammern und Gänge sind der schwierigste und interessanteste Teil des ganzen Baues, insofern als sie auf griechischem Boden ohne alle Analogie dastehen und nur in den Kasematten des phöniciischen Karthagos ein Seitenstück haben. Sie sind besonders an der Südseite noch gut erhalten und bilden „5 Kammern, die durch Vorkragen der Steinschichten der Seitenwände spitzbogig geschlossen waren.“ Vor diesen Kammern läuft ein etwa 1,5 m breiter Corridor, der von links durch ein kleines Fenster in Schiesschartenform beleuchtet wird. Die frühere Ansicht, dass man es mit einer fortifikatorischen Anlage zu thun habe, ist nach Dörpfelds Untersuchungen fallen gelassen, er hält sie vielmehr für „kellerartige Magazine, in welchen man allerhand Arten von Lebensmitteln praktisch und sicher aufbewahren konnte.“ Eine ähnliche Anlage befindet sich noch in der südöstlichen Burgmauer.

Indem wir nun zu dem oben bezeichneten Haupteingang in der Ostfront zurückkehren, betreten wir nach S. gehend den Raum zwischen Burg- und Palastmauer und gelangen so nach wenigen Schritten zu dem eigentlichen Innenthor der Burg, das sowohl in seiner ganzen Anlage wie in den Massen eine ungemeine Ähnlichkeit mit dem Löwenthor besitzt. Doch ist es nicht so gut erhalten wie dieses, denn es fehlt der Thürsturz und damit der ganze Oberbau. Aber die beiden Öffnungen für den Schlussbalken sind auch hier sichtbar. Wandern wir nun in derselben Richtung weiter, so gelangen wir nach W. umwendend zu einem Vorplatz und über ihn hinweg zu einem Thorbau, der die bis in die späteren Zeiten gebräuchliche Form zeigt, nämlich vorn und hinten eine Halle und in der trennenden Zwischenwand die verschliessbare Durchgangsthür. Allerdings sind nur die Fundamente und die Säulenbasen sichtbar, aber dies genügt, um den genannten Grundriss vollständig zu sichern. Die Breite des Thorbaues beträgt 13 m. Durch dieses Thor gelangt man auf einen grossen, an der Ost- und Südseite mit kleinen Säulenhallen verzierten Hof. Doch ist der SW.-Teil arg zerstört, und dasselbe gilt von der Mitte, wo der Bau einer byzantinischen Küche mit dem Altertum stark aufgeräumt hat. Wir wenden uns daher südlich und treffen auf ein in der oben gekennzeichneten Form angelegtes Thor von 11 m Breite. Dieses führt uns auf den Hof der grossen Männerwohnung. Er ist rechteckig, der Boden mit starkem Estrich überzogen und auf allen Seiten von Säulenhallen umgeben. In der Mitte der Südseite befindet sich in einem viereckigen Mauerklotz wahrscheinlich die Öffnung zu einer Opfergrube. An der Nordseite des Hofes steigt man über zwei Stein-  
stufen zu der Vorhalle des *μέγαρον* empor, deren Antenstümpfe und Säulenbasen noch wohlerhalten sind. Von ihr führen drei Thüren zum Vorsaal, zu deren Seiten grosse hölzerne Pfosten standen, die den aufgeklappten Flügeln zur Anlehnung dienten. Der Vorsaal selbst zeigt nichts Bemerkenswerthes, und so gelangen wir in den ehemals vielleicht nur durch einen Teppich abgetrennten Männersaal, der eine Länge von 11,8 m und eine Breite von 9,8 m besitzt. In der Mitte steht der runde Herd und um ihn an den vier Ecken die Basensteine der Säulen, die einst das Dach trugen. Wie heute noch Farbenspuren beweisen, zeigte der Fussboden früher ein einfaches, buntes Teppichmuster. Von dem Vorsaale des Megaron führt links ein Gang zu einem kleinen Gemach, das man als Badestube bezeichnet hat. Die Veranlassung dazu giebt der Umstand, dass der Fussboden des Gemaches aus einem

einzigem, riesigen Kalkstein von 4 m Länge, 3 m Breite und 0,7 m Dicke besteht, somit ein Gewicht von 400 Ctr. darstellt. Nach O. hin ist der Stein etwas geneigt, damit dort das Wasser abfließen konnte. Die Wände waren mit Holzbohlen verkleidet. Von dem Eingang zum Badezimmer läuft im Zickzack und um die Nordseite des Megaron herum der Zugang zu dem Frauengemach, das eine geringere Ausdehnung hat. Auch vor ihm liegen ein Hof und eine Vorhalle, während die Durchgangshalle des Megaron fehlt; in der Mitte befindet sich ebenfalls ein Herd. Unter den im O. jenseits des Corridors des Frauengemaches hervortretenden Baulichkeiten werden wir in erster Linie das eheliche Schlafgemach zu suchen haben. Damit haben wir die Hauptteile der Burg von Tiryns betrachtet.

Sie verdiente mehr als die von Mykene diese nähere Erörterung einmal wegen ihres höheren Alters und besseren Erhaltung, sodann, weil ihre Bauart für die Entwicklung der griechischen Architektur von der grössten Bedeutung ist. Denn hier finden wir in der Anlage der Thore und Hallen die Vorbilder, an die sich die spätere griechische Bauweise angelehnt, hier das Megaron, aus dem sich später der Typus des griechischen Tempels entwickelt hat. Endlich findet man hier neben der Verwendung von Steinen riesigen Umfangs Pfosten, Säulen und Wandbekleidung aus Holz, eine Entdeckung, die zur Erklärung mancher späteren Bauten und ihrer Eigentümlichkeiten sehr viel beigetragen hat.

Aber auch von der inneren Ausschmückung des Palastes ist uns manches Sehenswerte erhalten. So unter anderem ein Stück des Frieses aus der Vorhalle des Männersaales aus Alabaster, der mit blauen Pasten aus *κόρανος* (mit Kupfer blaugefärbtem Glasfluss) verziert ist. Die Ornamentik weist auch hier vorzugsweise die Rosette und Spirale auf. Daneben besitzen wir Bruchstücke der al fresco-Malereien, die hauptsächlich den Männersaal schmückten. Das Hauptstück derselben bildet ein galoppierender Stier, über dem ein Mann, der ein Horn gepackt hat, mit gespreizten Füßen schwebt — die noch ungewandte Wiedergabe eines in jener Zeit vielfach vorkommenden Vorganges, nämlich des Einfangens und Bändigens eines wilden Stieres. Dagegen sind die Ergebnisse der Ausgrabungen in bezug auf Einzel-funde bei weitem nicht so ergiebig gewesen als die von Mykene; sie bestehen meist aus Bruchstücken von Vasen und Thongefässen.

Über dieser Besichtigung war der kurze Wintertag allmählich zurüste gegangen; deshalb bestieg der Verfasser wieder seinen auf der

Landstrasse haltenden Wagen und fuhr in der Abenddämmerung in das stille Nauplia ein, um hier im Hôtel Mykenae, das von den Archäologen stets aufgesucht wird, die Nacht zu verbringen. Der folgende Morgen, ein herrlicher, heller Wintertag, zeigte ihm die wunderschöne Lage des kräftig emporblühenden Städtchens. Die Ansiedelung selbst drängt sich an dem schmalen Küstensaum einer Halbinsel entlang, die vom Berge Itsch-Kale eingenommen wird, an den sich landeinwärts die steile Bergfeste Palamidhi schliesst. Um diese natürliche Festung ist im Mittelalter von den Franken, Venetianern, Türken und in der Neuzeit von den Griechen viel gestritten worden. Hier war es, wo der griechische Diktator Joh. Kapodistrias am 9. October 1831 beim Eintritt in die St. Spiridionkirche meuchlings aus Privatrache ermordet wurde, hier zog der neugewählte König Otto 1833 ein, bis die Regierung 1834 nach Athen verlegt wurde. Besonders geniesst man diese herrliche Lage der sauberen, freundlichen Stadt, wenn man an dem leider so leeren Hafen entlang geht; dann grüssen von W. das stille, blaue, heilige Meer und jenseits des Golfes die schneebedeckten arkadischen Gipfel, während im S. der Blick durch das Vorgebirge und im O. durch den Palamidhi abgeschlossen wird. Nur nach N. öffnet sich die weite, nur wenig angebaute argolische Ebene.

---

## 5. Eleusis.

Die heilige Strasse. -- Ankunft in Eleusis. — Antike Reste. — Das Museum. — Abschied von Griechenland.

Wie vielen mag doch beim Lesen der herrlichen Verse Schillers, mit denen er das Eleusinische Fest feiert, das Herz aufgehen und die Phantasie jene Stätte ausschmücken, die „der Beherrscherin wilder Sitten“ geweiht war, und wie wenigen ist es doch vergönnt, sie mit eigenen Augen zu schauen! In der That verlohnt es sich, die Reste des alten eleusinischen Geheimkultes aufzusuchen. Zwar wird man dies im allgemeinen nicht auf der modernen Strasse thun, die meist auf dem Boden der alten vom Dipylon aus über den Aegaleos verläuft und hin und wieder noch von den Resten der Gräber besäumt wird, welche sie bis in die Gegend von Eleusis begleiteten. Am belebtesten war diese, wenn sich am Abend des fünften Tages des Festes der grossen Eleusinien der Zug der Eingeweihten (Mysten) bei Fackelschein darauf bewegte. Heutigen Tages hat man es bequemer mit der Eisenbahn,

die den Reisenden in einer Stunde zum Ziele bringt. Man steigt auf der Station aus und hat nun das ärmliche, weitläufig gebaute Albanesendorf Levsina vor sich, das sonst keine Merkwürdigkeiten birgt. Aber verfolgt man vom Bahnhof aus die breite Hauptstrasse und behält die jetzt durch eine Kirche gekrönte Akropolis im Auge, so gelangt man in wenigen Minuten zum Ruinenfelde. Es war dies ehemals die Stätte, die neben den bereits beschriebenen von Delphi und Olympia jedem Griechen die heiligste war und auch bis in die römischen Zeiten ihre Anziehungskraft in der Weise bewahrte, dass selbst der vielgereiste Hadrian sie lieb gewann und ihre Thore und Tempel zu dem Zustand erneuerte, in dem sie jetzt, allerdings nur trümmerhaft, sich dem Auge darbieten.

So stehen wir denn vor den am NO.-Abhang der Akropolis sich hinziehenden Bauresten, und unser Fuss tritt vielleicht zufällig auf die Steinplatten, in denen man die Reste eines Artemistempels zu erkennen glaubt, den Pausanias erwähnt. Aber wenige Schritte vor uns liegen die Fundamente eines grösseren Bauwerkes, zu dem sechs Marmorstufen hinaufführen. Die technische Aufnahme hat die überraschende Thatsache festgestellt, dass die Masse wie die Anlage völlig mit denen der berühmten athenischen Propyläen des Mnesikles übereinstimmen. So finden wir auch hier die sechs dorischen, an der Stirn- und Rückseite das Dach tragenden Säulen und nicht minder die sechs ionischen, die auch dort den Durchgang der Vorhalle bilden. Hier ist allerdings der obere Teil vollständig zerstört und sind nur die Basen der Säulen erhalten. Hat man dieses denkwürdige Thor durchschritten, so muss man, um zu dem eigentlichen Heiligtum zu gelangen, die Richtung halblinks einschlagen. Dann stösst man, ebenfalls nach wenigen Schritten, auf einen zweiten kleineren, jedoch älteren Thorbau. Er ist mit einer nur zweisäuligen Vorhalle geschmückt und war laut der auf den Balkenresten noch heute lesbaren Inschrift von Appius Claudius Pulcher, Ciceros Vorgänger in Cilicien, in seinem Consulate im Jahre 54 v. Chr. wiederhergestellt worden. Ursprünglich war es ein griechischer Bau, wie die herrlichen Säulenkapitäl mit ihren Greifenköpfen unwiderleglich nachweisen. Geht man nun auf der hier beginnenden Processionsstrasse vorwärts, so lockt sogleich ein kleines Thor rechts zu einem kleinen Abweg. Es führt nämlich zu einem in seinem Fundamente erhaltenen Heiligtum, das wohl erst später dem Dienste der Demeter und Kore angeschlossen ist. Denn es liegt ausserhalb des ältesten Festungsringes und ist, wie aus den auf den Totenkult



bezüglichen Funden hervorgeht, ein Tempelchen des Pluto, des Gemahls der Proserpina, mit Vorhalle und Cella. Kehren wir nun auf die Processionsstrasse zurück, so sehen wir die Pflasterung aus weissem und blauen eleusinischen Gestein teilweise recht gut erhalten und gelangen aufwärts schreitend und rechts an einem kleinen Schatzhaus vorüber endlich zu dem Tempel, wo sich die eleusinischen Mysterien abspielten.

Zuerst wird man ganz wirr bei dem Durcheinander der sich kreuzenden Linien des alten Gemäuers und der Säulenstümpfe. Und in der That haben die verschiedensten Bauperioden zu dem jetzigen Bilde mitgewirkt: Die Zeit vor den Perserkriegen hat auch hier sich ein Denkmal in der Bauthätigkeit der Pisistratiden gesetzt, dann unternahm das Cimonisch-Perikleische Zeitalter seiner Macht und Grösse entsprechende Erweiterungen, endlich schuf die Epoche des Demosthenes die grossartige, dem Telesterion im SO. parallel laufende Halle des Philon. Die mächtigste Ausdehnung jedoch erhielt das Heiligtum im Zeitalter des Hadrian, und diese Schöpfung als die besterhaltene wollen wir etwas näher in Augenschein nehmen.

Schon in ihren Umrissen zeigt sie ungriechisches Wesen. Während wir an dem aus dem alten μέγαρον hervorgegangenen griechischen Tempel überall zum wenigsten ausser der Cella noch eine Vorhalle zu finden gewohnt sind, sehen wir hier einen einzigen Saal von 2717 □ m Flächeninhalt vor uns, dessen Decke von 42 Säulen, je 7 in 6 Reihen, getragen wurde. Die Basen sind noch an Ort und Stelle. Zum andern bemerken wir an der westlichen und nordwestlichen Seite, wo der Bau sich an den natürlichen Felsen anlehnt, je 8 Stufen, die grösstenteils in denselben eingeschnitten, zum Teil auch künstlich angelegt sind. Die Symmetrie des Baues und besondere Spuren weisen darauf hin, dass auch die beiden anderen Seiten mit Stufen versehen waren. Diese zum griechischen Brauch in völligem Gegensatz stehende Bauweise aber erklärt sich aus der Art der Mysterien. Es war ein Geheimdienst, und daher galt es, alle die Eingeweihten in einem grossen Raume zu vereinigen, während bei den Griechen sonst der Hauptraum des Tempels die Wohnstätte des Gottes darstellte, den zu schauen die Andächtigen nur einzeln oder gruppenweise zugelassen wurden. Auf diesen Stufen nun hatten, so berechnet man, etwa 3000 Menschen Platz, die, wie es scheint, zu einem oberen Stockwerke heraufsteigen und von da aus auf die grosse wohlgeglättete Felsterrasse am N.-Abhang der Akropolis hinaustreten konnten. Auch wir folgen diesem Beispiele und begeben uns

von der Terrasse noch weiter zur Spitze des Burghügels hinauf, die von einer byzantinischen Kirche mit Glockenturm eingenommen wird. Auf dieser Höhe der ehemaligen Akropolis sehen wir allerdings von ihr selbst nichts als jene Unmasse kleiner Steine, die wir bereits als Reste des alten Eretria kennen lernten. Dafür aber werden wir durch einen weiten Überblick belohnt, denn nach N. liegt die fruchtbare thriasische Ebene, während sich gen S. das so oft bewunderte, blaue Meer ausdehnt. Zu unseren Füßen aber gen O. gewinnen wir nunmehr einen vollständigen Überblick über die Ruinen, erkennen den Zug der uralten Befestigungsmauern, die aus Luftziegeln auf einem Sockel von blauem eleusinischen Gestein erbaut das Heiligtum im NO. gegen Feinde verteidigten, während sich nach SO. Reste und Türme der perikleischen Mauer bemerklich machen, an die sich im W. die Überbleibsel von Mauern, Türmen und Gebäuden anschliessen, die verschiedenen Zeiten angehören und bisher unbestimmbar sind.

So begeben wir uns denn von der Höhe herab zu dem kleinen Museum, das der Kirche gegenüber gen SW. liegt. Es ist, wie vorauszusetzen, vorwiegend mit Terracotten und sonstigen Werken der Kleinkunst als Weihgeschenken angefüllt, da die wertvollsten Gegenstände in das Nationalmuseum nach Athen gebracht sind. Bemerkenswert dagegen sind eine Reihe von Triptolemos-Reliefs, die dieses Werkzeug des Segens der Demeter gewöhnlich auf einem Schlangenzug in dem Moment wiedergeben, wo er von der Göttin das glückbringende Saatkorn empfängt. Ausserdem lenkt ein grosses, aus vielen Teilen wieder zusammengefügt Relief die Aufmerksamkeit auf sich, auf dem Demeter mit Pluton, Kore und Plutos und noch zwei andere Gestalten sichtbar sind.

Von dem Museum aus zieht es wohl jeden, der diese Stätte betritt, ans ewige Meer, dessen Rauschen bei dem scharfen Südwinde doppelt stark dort oben zu vernehmen war. So schritt auch der Verfasser dorthin und hier am einsamen Strande gegenüber dem schroffen Felsengestade von Salamis nahm er Abschied von dem schönen und doch so armen Griechenland. Zufällig waren Fischer beschäftigt, ihr Gut in einem kleinen Speicher am Strande zu bergen, aber die uralten Molen, die die fleissigeren Vorfahren für die Ewigkeit gebaut zu haben scheinen, benutzen die sorgloseren Nachkommen nicht, sondern lassen sie ruhig weiter und weiter durch die Brandung der Wogen zerstören. Denn das jahrhundertelange Türkenjoch mit seiner fatalistischen Trägheit hat allzuschwer auf dem unglücklichen Hellenenvolke gelastet. So hat dieses denn noch immer nicht sich die gleichmässig hochstrebende Ausdauer der alten

Griechen von neuem angeeignet und sind die Hoffnungen, die die Philhellenen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf das befreite Griechenland setzten, in wirtschaftlicher Hinsicht noch immer nicht erfüllt, wenn auch Grund zur Annahme vorhanden ist, dass sich der antike Sinn für Fleiss und Ausdauer allmählich wieder Eingang verschaffen wird. Denn nicht die Erschöpfung der Naturkraft, sondern der Mangel einer rationellen, unermüdlichen Arbeit hat den griechischen Boden zu seiner Unkultur verdammt.

Möchten doch diesem durch das Geschick schwer heimgesuchten Lande weisere Volksführer zuteil werden, damit es allmählich wieder in die Reihe der gebenden, nicht bloss empfangenden Culturvölker eintrete!



